Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Ernst Bunke

Arbeit für Großstadt und Land : Vorträge und Erwägungen vom 2. Instruktionskursus über Großstadt und Land

Berlin: Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, 1911

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1725860112

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Arbeit

für

Großstadt und Land

Vorträge und Erwägungen

vom

2. Instruktionskursus über Großstadt und Land

herausgegeben

von

Ernst Bunke

Inspektor der Berliner Stadtmission.



Signatur der Bibliothek St. Petri

Nr. 579 6

Berlin 1911

Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt

Vorwort.

▽▽▽

Arbeit für Großstadt und Land! In dieser kurzen Ueberschrift läßt sich die Aufgabe unserer evangelischen Kirche und ihrer Inneren Mission unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerungsverteilung zusammenfassen. Denn die Entwicklung unseres Volkslebens führt immer mehr dahin, daß der eine Teil des Volkes seine Lebensweise immer mehr der Großstadt angleicht, während der andere Teil, die Landbevölkerung einschließlich der Kleinstädte, sich des Wertes und der Notwendigkeit seiner Eigenart mehr und mehr bewußt wird.

Die letzte Volkszählung hat allen, die für die Bedeutung der Frage von Großstadt und Land ein Augenmerk haben, die Dringlichkeit der hier vorliegenden Aufgabe erneut klargemacht. Das Wachstum der Großstädte ist in beachtenswertem, für manche Betrachtung beängstigendem Umfange fortgegangen.

Das Deutsche Reich zählte am 1. Dezember 1910 nicht weniger als 47 Großstädte über 100 000 Einwohner. Rechnet man Hamborn, das seitdem den Sprung von der Landgemeinde zur Großstadt gemacht hat, hinzu, so sind es

48 Großstädte mit einer Bevölkerung von 13 811 571 Personen. In Preußen allein finden wir 33 Großstädte mit 9 007 579 Einwohnern. Das sind 22 Prozent der Gesamtbevölkerung. Dazu kommen 29 werdende Großstädte in Preußen mit 50- bis 100 000 Seelen und einer Gesamtbevölkerung von 1 988 476 Personen. So tritt uns die Bedeutung der Großstadt für unser Volksleben rein zahlenmäßig unabweislich entgegen.

Die Verstadtlichung unseres Volkes hat als Kehrseite die Landflucht. Denn die Massen, die sich in den Großstädten zusammenballen, stammen überwiegend vom Lande. Der Verlust des Landes an die Städte betrug nach der letzten Berufszählung im Deutschen Reiche vom 12. Juni 1907 nicht weniger als 10,3 Millionen. Die Landflucht, über und gegen die schon soviel geschrieben und geredet und in neuerer Zeit auch gearbeitet worden ist, hat im letzten Jahrfünft ihren Fortgang genommen. Eine ganze Anzahl von ländlichen Kreisen hat trotz des Geburtenüberschusses an Einwohnerzahl abgenommen. Andere Kreise würden dasselbe Ergebnis aufweisen, wenn nicht hie und da Industrie entstanden wäre, die Arbeitskräfte anzieht. Aber der Verlust für die eigentliche Landbevölkerung ist auch da vorhanden, ein wirtschaftlicher Notstand, der immer schwerer auf weiten Kreisen lastet.

Zwischen dem wirtschaftlichen und völkischen Leben und der Kirche spinnen sich viele Fäden herüber und hinüber. Das soziale Zeitalter, in dem wir stehen, hat darüber Klarheit geschafft. Die Menschenanhäufung in den

Großstädten stellt der Kirche Aufgaben, denen sie sich bisher noch nicht gewachsen gezeigt hat. Die Abbröckelung des ländlichen Volkstums hat die Augen geöffnet für die Mängel, die auch dem ländlichen Kirchenwesen anhaften. So ist die Kirche aufgerufen worden zu neuer, zielbewußter Arbeit für Großstadt und Land.

Die Innere Mission, die Pfadfinderin und Vorarbeiterin der Kirche auf neuen Gebieten, hat den Ruf vernommen und ihn weitergegeben.

Ein Versuch nach dieser Richtung war der 1. Instruktionskursus über Großstadt und Land, den die Berliner Stadtmission im Auftrage des Verbandes deutscher Stadtmissionen im Jahre 1909 in Berlin veranstaltet hat. Der Versuch ist gelungen und hat die Notwendigkeit tatkräftiger, freudiger Arbeit in der Großstadt wie auf dem Lande und insbesondere die Gemeinsamkeit, die Solidarität der Arbeit in Großstadt und Land zum Wohle des Gesamtvolkes und der ganzen Kirche den Teilnehmern überzeugend ins Gewissen geschrieben. Es war der einmütige Wunsch aller Beteiligten, daß der Kursus wiederholt würde.

So hat im Jahre 1911 der 2. Instruktionskursus stattgefunden. und namentlich unter den Pastoren einen stärkeren Widerhall gefunden als der erste. Wir sprechen unseren geziemenden Dank den kirchlichen Behörden aus, die unsere Bitte um Bekanntmachung des Kursus in ihren amtlichen Mitteilungen an die Pfarrer bereitwilligst erfüllt haben. Nicht

minder danken wir den Zeitungen und Zeitschriften, die durch ihre Veröffentlichungen auch ihrerseits die Aufmerksamkeit vieler auf den Instruktionskursus gerichtet haben. Vermutlich würde trotzdem der Erfolg nicht so befriedigend gewesen sein, wenn nicht die Erörterung der einschlägigen Fragen in den letzten zwei Jahren stark in Fluß gekommen wäre. Der Kongreß für Innere Mission in Stuttgart hat im Jahre 1909 über die Innere Mission auf dem Lande verhandelt. Die mannigfachsten kirchlichen Zeitschriften haben die besondere Arbeit unter ländlichen Verhältnissen erörtert. Der kommende Kongreß für Innere Mission in Stettin hat die Frage erneut auf die Tagesordnung gesetzt. Sie gehört jetzt zu den bevorzugten im kirchlichen Leben. Das ist dem Verlauf des zweiten Instruktionskursus sicherlich zugute gekommen.

Die zahlreichen Berichte über den Kursus, die uns in Zeitungen und Zeitschriften vor Augen gekommen sind, haben ihn als wohlgelungen bezeichnet. Die Verhandlungsgegenstände wie die Vortragenden haben die Erwartungen nicht enttäuscht. Es ist uns leider nicht möglich, sämtliche Vorträge zu veröffentlichen. Wir hoffen aber, daß die nachstehend abgedruckten dem Kursus eine Nachwirkung bescheren, die weit über den Kreis der Teilnehmer hinausreicht. Sie werden sicherlich den Eindruck erwecken, daß die Frage „Großstadt und Land" von unendlicher Wichtigkeit ist und von den verschiedensten Seiten betrachtet werden kann.

Wir sind nicht der Meinung gewesen, daß wir mit den Verhandlungsgegenständen der beiden Instruktionskurse das Thema schon erschöpft oder gleichmäßig nach den verschiedenen Richtungen behandelt hätten. Eben darum sind wir auch der Zuversicht, daß für weitere Kurse noch Stoff genug vorhanden ist, ohne daß man überflüssige Wiederholungen zu erwarten hätte. Möge bis dahin der Inhalt der hier, zum Teil auch schon in der „Reformation" veröffentlichten Vorträge, für deren Ueberlassung wir den Herren Verfassern verbindlichst danken, zu weiterem Nachdenken und zielbewußter Arbeit anregen.

Ernst Bunke.

Der 2. Instruktionskursus über Großstadt und Land

vom 8. bis 12. Mai 1911

von

P. Otto Möller

Vereinsgeistlicher in Posen.

▽▽▽

In seinem Buch von der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert spricht Werner Sombart bei dem Kapitel über Wirtschaft und Kultur davon, daß die Wirkung der örtlichen Neuschichten sowie der Wanderhaftigkeit unserer Bevölkerung in der Neuzeit die Nivellierung der ehemals vorhandenen kulturellen Eigenarten des einzelnen Landesteils ist. In Stadt und Land erwächst eine Art von Durchschnittsmensch, an die Stelle des wurzelhaften konkreten Ortsmenschen tritt mehr und mehr der wurzellose abstrakte Allerweltsmensch. Gewiß eine richtige Beobachtung. Wenn die Großstädte wie große Magnete die Menschenmassen des Landes anziehen und dann wieder große Teile abstoßen, ist ein Durchdringen des ganzen Landes mit der sie beherrschenden Art und damit eine gewisse Homogenität des Volksgeistes die unausbleibliche Folge. Darum muß jeder, der im Volk unserer Zeit, sei es auf

dem Lande oder in der Stadt, an Menschenseelen arbeiten will, vor allem der Pastor, sich ein Verständnis für die Psyche der Großstadt zu verschaffen suchen. Das Allerweltsmenschentum ist nicht das Ideal, welches wir für unser Volk uns wünschen, sondern eine der Tiefe und der Kraft beraubte Verbildung, deren Ueberwuchern zu verhindern alle Mittel angewendet werden müssen. Die Zukunft unseres Volkes liegt nicht in den Großstädten allein, so notwendig ihr Vorhandensein für das Wirtschaftsleben ist; die Quellen der Volkskraft werden auf dem Lande bleiben, darum müssen alle, die unser Volk lieb haben, mithelfen, daß wir ein bodenständiges äußerlich und innerlich gesundes Landvolk behalten, und darum müssen die kirchlichen Arbeiter in Stadt und Land des Landvolkes Eigenart kennen lernen und auch wissen, was ihm not tut. So groß die Probleme sind, welche die Großstadt der Kirche und ihrer Inneren Mission stellt, ebenso wichtig ist die Erkenntnis, daß die Innere Mission auf dem Lande ihre besondere Aufgabe hat und daß sie dort nach der Eigenart des Landes arbeiten muß. Das Ziel der Arbeit muß bleiben, die Lebenskräfte des Evangeliums der Stadt und dem Lande zuzuführen.

Der erste Kursus für Großstadt und Land vor zwei Jahren hatte mit dem Ergebnis geschlossen, daß kirchliche Arbeit in Großstadt und Land sich solidarisch erklären muß und daß es dem Interesse des Volkes und der Kirche

entspricht, wenn beide zusammenarbeiten. Denselben Ton schlug noch im Herbst 1909 beim Stuttgarter Kongreß für Innere Mission die dritte Spezialkonferenz an, in der über die Innere Mission und das Land verhandelt wurde. Im zusammenfassenden Schlußwort hob der Vorsitzende hervor, wie die besonderen Verhältnisse des Landes ein besonderes ernstes Studium und besondere Arbeitsmethoden erforderten; aber die Arbeit auf dem Lande und die Arbeit in der Großstadt wurzelten beide in der gleichen barmherzigen Liebe zu unserem Volke und seien darum geschwisterliche Zweige am Baum der Inneren Mission (vergl. Verhandlungen des 35. Kongresses für I. M. S. 198).

Vor dem ersten Kursus über Großstadt und Land schien es fast, als sollte sich zwischen den Missionsarbeitern in der Großstadt und auf dem Lande eine Kluft auftun; aber sie haben sich damals schon die Hände gereicht und jetzt beim zweiten Kursus sie noch fester ineinander gelegt. Die kommenden Verhandlungen des Kongresses für Innere Mission in Stettin werden, will's Gott, das Gemeinschaftsgefühl noch verstärken. Es wäre ein Jammer, wenn die Stadtmissionen, die Dorfkirchenleute, die Raiffeisenfreunde, die Förderer des Kleinsiedelungswesens, die Vertreter der ländlichen Wohlfahrtspflege alle ihre eigenen Wege gehen wollten, es wäre schade, wenn, daß wir einmal so sagen, zentrale und peripherische Ar-

beit auseinandergehen wollten, wo beide doch zusammengehören. Es gilt zu suchen und zu schaffen für Stadt und Land, das Glück für die Zeit, das summum bonum*) für die Ewigkeit, es gilt die Arbeitswege und Arbeitsmethoden aufzufinden, und dazu hat der zweite Kursus in den Tagen vom 8. bis 12. Mai mithelfen wollen, und die bei ihm getane Arbeit ist gewiß nicht vergeblich gewesen.

Weit zahlreicher als beim ersten Kursus waren die Teilnehmer, statt 33 mehr als 70. Aus allen Teilen Deutschlands waren sie wiederum gekommen und versammelten sich unter Pastor Bunkes Leitung, diesmal im großen Saale des Berliner Stadtmissionshauses. Die Vorbereitung des Kursus war wieder eine sachgemäße. Orientierende Drucksachen standen zur Verfügung. An den Nachmittagen war Gelegenheit gegeben, Anstalten und Arbeitsfelder der Inneren Mission in und bei Berlin kennen zu lernen, und manch einer wird dankbar der Besuche im Johannesstift, in Hoffnungstal und bei dem Verein „Dienst an Arbeitslosen" gedenken. Auch das Asyl für Obdachlose konnte unter freundlicher Führung besucht werden. Der Vorsitzende der Berliner Stadtmission Hofprediger Ohly eröffnete am Abend des 8. Mai den Kursus, indem er die vier Mahnungen der Jubilateepistel: „Tut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König"

*) Das höchste Gut.

als Richtlinien für die Kursusarbeit aufstellte. Zur Verhandlung standen im ganzen 8 Themata. Am ersten Tage der Blick in die Psychologie der Großstadt (Prof. D. Seeberg) und die Betrachtung des Einflusses der Großstadt auf die Landbevölkerung (P. Wapler-Leitersdorf). Am zweiten die Apologetik auf dem Lande (P. von Lüpke-Thalbürgel) und die Frage: „Was kann der Dorfpfarrer von dem Missionar lernen?" (Missionsinspektor Knak-Berlin.) Der dritte Tag brachte ein Referat über die Wohnungsnot in Stadt und Land von Oberinspektor Lieber-Bielefeld und eins über die innere Kolonisation, welches an Stelle des erkrankten Regierungsrats Borchert-Stettin der Direktor der Kleinsiedlungsgesellschaft „Eigene Scholle" Regierungsrat Kehrl-Frankfurt a. O. hielt. Der vierte Tag endlich war der Besprechung der wechselseitigen Beeinflussung der Arbeit in Stadt und Land gewidmet. Die Frage: „Welchen Dienst leistet die Großstadtmission der Landbevölkerung?" beantwortete Stadtmissionsinspektor Schlegelmilch-Berlin, und die andere: „Welchen Dienst erwartet die Großstadtmission von den Landgemeinden?" P. Hobbing-Halle a. S.

Vielleicht hat mancher vermißt, daß neben die Großstadtpsychologie nicht auch die Psychologie des Dorfes gestellt wurde; aber aus den Referaten von Wapler, Lüpke und Knak ergaben sich sehr viele Einzelheiten dazu. Ein zutreffendes Bild der Dorfpsychologie in Deutschland

zu zeichnen ist schwer, ja vielleicht unmöglich. Man würde dabei nach Landesteilen und Gegenden differenzieren müssen, denn die Stammeseigentümlichkeiten treten uns auf dem Lande deutlich entgegen und verbieten das Entwerfen eines allgemein gültigen Bildes. Anders liegt die Sache in der Großstadt, ihr Charakter ist ein einheitlicher, und wenn man den Pulsschlag des Seelenlebens der einen Großstadt beobachtet, wird man denselben Rhythmus in den anderen wiederfinden. Auf seiner Beobachtung großstädtischen Wesens gründete sich Prof. Seebergs Vortrag. Zwei Fragen stellte er und suchte Antwort darauf. Zuerst: „Was ist die Großstadt?" und dann „Wie wird das Leben des einzelnen durch sie beeinflußt?" Sehr lebendig schilderte Seeberg die Großstadt als das Zentrum des Landes oder der Provinz als den Mittelpunkt, in dem die Fäden der Regierung zusammenlaufen, als die Heimat der verschiedensten Bildungsanstalten, als die Stätte, an der das öffentliche Leben besonders stark pulsiert. In der Großstadt weht der starke Wind politischer Kritik, in den Volksversammlungen finden sich die verschiedensten Bildungskreise zusammen, man greift der öffentlichen Meinung an den Puls und bestimmt sie, die Zeitungen tragen die Gedanken in die Masse hinein, und der einzelne fühlt sich solidarisch mit irgendeiner Tendenz. Handel und Industrie haben in der Großstadt ihre Zentren, und gewaltig ist die Arbeit, die

besonders von den geistig Arbeitenden geleistet wird. Zahlreich sind die wirtschaftlichen Erzeugnisse, welche dem Großstädter dargeboten werden. Für das soziale Leben der Großstadt ist typisch, daß die verschiedensten Gesellschaftsschichten sich zusammenfinden und dadurch der Großstädter vor Einseitigkeit bewahrt bleibt. Er fühlt sich als Mensch in der Reihe der übrigen, als Glied einer großen Gemeinschaft. Das politische, das wirtschaftliche, das soziale Leben muß seinen Einfluß ausüben auf die seelische Funktion des einzelnen und der Gesamtheit. Diese Einwirkung beleuchtete Seeberg nun nach der Seite der Rezeptivität, der Aktivität und des Gefühlslebens.

Es ist nicht möglich, alle Gedanken, die der Vortrag brachte, auch nur anzudeuten, und es wäre schön, wenn er veröffentlicht würde, damit die Erkenntnis des Seelenlebens der Großstädter, die er vermittelt, fruchtbar gemacht werden könnte für die missionierende Arbeit in der Großstadt als Gemeinschaft und an dem Großstädter als Einzelpersönlichkeit.

Aber auch für den auf dem Lande arbeitenden Pastor ist die Kenntnis des Einflusses, den die Großstadt auf das Seelenleben ausübt, von großem Wert. Wenn schon der Vortrag, welchen Generalsuperintendent Liz. Rogge bei dem ersten Kursus über die Bedeutung der Großstädte für das Volksleben (vgl. Bunke, Großstadt und Land, Vorträge und Erwägungen vom ersten Instruktionskursus über Groß-

stadt und Land, S. 27 ff.) hielt, die vielen Fäden bloßlegte, welche zwischen Großstadt und Landbevölkerung gezogen sind, so zeigte beim diesmaligen Kursus P. Wapler vom Standpunkte des Landgeistlichen aus, wie stark der Einfluß ist, den die Großstadt auf das platte Land ausübt. Er ging den Weg der Beobachtung. Auf Grund von Berichten aus der Diözese Krossen I schilderte er die Situation. Es handelt sich um vorwiegend ländliche, nicht durchweg bäuerliche Bevölkerung, Häusler, Schiffer, Handwerker. Die kleinen Städte wirken auf den Charakter des Landes so gut wie gar nicht ein, denn Kleinstadt und Land sind wie zwei gute Bekannte, die sich gegenseitig nichts vormachen können. Berlin aber blendet, weil es an intimer Bekanntschaft fehlt. Nach Berlin zieht der anscheinend höhere Verdienst, von Berlin kommt der Geist der Unkirchlichkeit, besonders durch die sozialdemokratische Presse. Die Berliner Unsittlichkeit wirkt nachteilig auf das Land, und in sozialwirtschaftlicher Beziehung entstehen auf dem Lande ungesunde Verhältnisse dadurch, daß die Großstadt die Menschen an sich zieht und den Zustrom von Ausländern befördert.

Alle diese nachteiligen Einflüsse fordern zu intensiver Arbeit auf dem Lande auf. Die Stadtmission muß rechte Aufklärungsarbeit tun. Der Großstadtpresse muß eine gute Lokalpresse entgegenarbeiten. Der Landflucht muß durch innere Kolonisation und Nutzbarmachung

der gesunden Kulturwerte der Großstadt für das Land entgegengearbeitet werden. Wieder trat auch hier hervor, daß Dorfmission und Großstadtarbeit eng verbunden zusammenstehen müssen. Es handelt sich hier wie dort immer um lebendige Menschenseelen, welche der Geist der Diesseitigkeit gefangen nehmen möchte, und um diesem Geiste zu begegnen, brauchen wir auch die Apologetik auf dem Lande. Aber nicht eine direkte Apologetik verlangte von Lüpke in seinem Vortrage; für eine solche, die mit wissenschaftlichen Theorien arbeitet, ist nach seiner Meinung dort noch wenig Raum.

Es kommt darauf an, die religiösen Kräfte zu stärken, ohne in die Gemeinde Aufregung hineinzutragen und ohne eigene Erregung zu zeigen. Nicht in der Verteidigungsstellung, sondern vorbauend gegen kommende Zweifel in eigener Glaubensgewißheit soll die Arbeit geschehen. In eingehenden Darlegungen schilderte von Lüpke, wie die moderne Weltanschauung mit der Erkenntnis von der größeren Macht des Menschen über die Natur auf die Landbevölkerung wirkt. Sie nimmt ihm seine alte Naturauffassung und entwurzelt ihm seine damit verknüpft gewesene religiöse Gedankenwelt. Je weniger klar dem Landmann hier noch die Gedankenzusammenhänge sind, desto klarer muß sich der Pfarrer darüber sein. Er muß Stellung finden zum geistlichen Bewußtsein der ländlichen Welt, er muß sich in die Naturanschauung des Landmanns versenken und

selber die Natur als Lebenszusammenhang, als Gabe, als Heimat und Besitz richtig erfassen, dann wird er fähig sein, die bäuerliche Frömmigkeit zu klären, zu reinigen und in neue Formen zu fügen. Es kommt auf dem Lande schließlich auch alles darauf an, daß mehr christliche Persönlichkeiten erwachsen, welche wissen, was sie glauben und in ihrer Wirksamkeit dem Bauern die geistigen Werte des Christentums real vor Augen stellen.

Immer stärker tritt in unseren Tagen der befruchtende Einfluß hervor, welchen die Heidenmission auf die theologische und kirchliche Arbeit ausübt. Wenn man z. B. das Buch von Johannes Warneck über die Lebenskräfte des Evangeliums liest, drängen sich unwillkürlich immer wieder Parallelen zu unseren christlichen Gemeinden auf. Wenn man in die Geschichte der Heidenmission sich versenkt, dann sind die Anregungen, die dem Pastor für seine praktische Arbeit in der alten Christenheit werden, nicht zu zählen. Darum war es nicht bloß interessant, sondern außerordentlich wertvoll, daß Missionsinspektor Knak Antwort auf die Frage suchte: „Was kann der Dorfpfarrer vom Missionar lernen?“ Gewiß kann auch der Stadtpfarrer viel von ihm lernen, denn Unsitte und Aberglaube, Pflege der Einzelseele und Einwirkung auf die Gesamtgemeinde sind ebenfalls große Probleme für ihn; aber gerade die Uebersichtlichkeit der Verhältnisse in den Missionsgemeinden und in

unseren Dörfern regt ganz besonders zu Vergleichen an.

Knak ging von der Frage aus: Was ist wichtiger, Einzelseelen zu pflegen oder das dörfliche Gemeinschaftsleben zu beeinflussen? Er leuchtete hinein in die Missionsgeschichte, in deren Verlauf dieses Problem theoretisch und praktisch mit großem Ernst oft behandelt worden ist. Zinzendorf sandte seine Boten aus, um einzelne Seelen aus den Heiden dem Lamme zu gewinnen, und jetzt sind draußen schon viele werdende Volkskirchen. Die Arbeit am Volksganzen ist zur Notwendigkeit geworden, aber die Einzelseele bleibt das Objekt, in dem sich das Christentum entfaltet. Die Kirche kann nur der Weg zum Ziel, nur Mittel zum Zweck sein, aber gerade auf den Missionsgebieten sehen wir, wie volkstümliches Christentum in seinen Anfängen sich entwickelt, wie es gepflegt wird, wie das weite Gebiet der Sitte vom christlichen Geist durchdrungen wird, wie sich an vorhandenen Gemeinschaftsformen anknüpfen läßt, wie das Volksmärchen und das Lied benutzt werden können, wie der im Aberglauben zum Ausdruck kommende Animismus zu bekämpfen ist. Bis ins einzelne gingen die inhaltreichen Ausführungen, und die Verbindungslinien zur kirchlichen Arbeit in der alten Christenheit fanden sich ganz von selbst.

Am dritten Tage des Kursus entrollte Oberinspektor Lieber-Bielefeld erschütternde Bilder von der Wohnungsnot ganz besonders

in der Stadt. Wie Trunksucht und Verbrechertum mit ihr zusammenhängen, welche Schwierigkeiten die Kinderfrage gerade hier hervorruft, wurde besonders deutlich. Wer ländliche Verhältnisse kennt, besonders in den östlichen Provinzen, der weiß, daß die Wohnungsnot auf dem Lande vielfach eine oft ebenso schreiende ist, wie die in der Stadt, und wenn wir jetzt über 600 Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften haben, so ist das nur ein kleiner Anfang, dessen Nutzen noch mehr der Stadt zugute kommt, als dem Lande. Darum muß die innere Kolonisation, von der Regierungsassessor Kehrl berichtete, noch viel mehr gefördert werden, ganz besonders auf dem Gebiete des Kleinsiedlungswesens. Sie ist ein wirksames Mittel gegen die Landflucht, und wir in der Provinz Posen sehen schon jetzt ihre günstige Wirkung.

Großstadtmission und Arbeit auf dem Lande hängen innerlich eng zusammen. Eine muß der andern helfen. Wenn die Großstadtmission mit dem gedruckten und gesprochenen Wort auf das Land hinauskommt, wenn sie denen, die in die Großstadt ziehen, Fürsorge und Hilfe zuteil werden läßt, so muß die Arbeit auf dem Lande bestrebt sein, die Verbindung mit denjenigen, die in die Stadt gezogen sind, aufrecht zu erhalten, und sie muß die Verbindung mit der Stadtmission suchen und pflegen.

Schlegelmilch und Hobbing brachten am letzten Tage nochmals allen Teilneh-

mern am Kursus nahe, daß das Arbeiten miteinander, das gegenseitige Fördern und Helfen Aufgabe aller kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land bleiben muß. Wir kommen auch wirklich nicht weiter, wenn wir uns nur unsere Versäumnisse vorhalten und wenn einer des andern Art nur kritisiert, sondern wir müssen daran denken, uns gegenseitig die Augen zu schärfen, daß wir die Nöte unserer Zeit sehen, uns gegenseitig das Herz warm zu machen, daß wir nach Hilfe suchen. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser Volk ein Ganzes ist und daß Stadt und Land nicht auseinandergerissen und getrennt behandelt werden können, daß aber doch wieder verschiedene Typen desselben Volkslebens sich in Großstadt und Land ausprägen. Darum muß, wer am Volksganzen arbeiten will, in den Charakter dieser beiden Typen sich versenken. Wir wollen daran denken, daß die Wohlfahrt des Volkes nur gedeihen kann, wenn hinter den Städten eine gesunde, bodenständige Landbevölkerung stehe, welche überschießende Kraft an die Städte abgeben kann, darum wollen wir die Wohlfahrt des Landvolkes eifrig pflegen. Wir wollen uns darüber klar sein, daß auch in unserer Zeit und gerade vielleicht in ihr mehr als in früheren, des Volkes Wohl nicht in den Kulturgärten in letzter Linie ruht, sondern in dem Evangelium von Christo. Darum wollen wir dem geordneten kirchlichen Amt in Stadt und Land rechte Arbeit der Inneren Mission als

Helferin zur Seite stellen und dankbar jeden neuen Weg, der sich auftut, beschreiten.

In den Besprechungen, die den Vorträgen bei dem Kursus folgten, wurde noch manch gutes Wort geredet und manch wertvoller Beitrag geboten. Es war die Meinung aller, was P. Bunke im Schlußwort ausführte, daß er nur das Tüpfelchen auf das i setze, wenn er sage: „Der Kursus hat nicht umsonst getagt."

Auch diesmal soll es wieder gelten nicht in futuram oblivionem*), sondern zum fröhlichen Weiterarbeiten waren die Männer aus Stadt und Land zusammengekommen. Mehr noch soll „zur Tat" werden als bisher. Vorwärts soll es gehen in Stadt und Land in heiliger Waffenbrüderschaft mit der Gewißheit: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

*) Zu baldigem Vergessen.

Zur Psychologie der Großstadt*)

von

D. Dr. Dr. Reinhold Seeberg

Geh. Konsistorialrat,
Professor der Theologie in Berlin.

▽▽▽

1.

Was ist eine Großstadt, und mit welchem Recht kann man von einer Psychologie der Großstadt sprechen?

In der neueren Statistik ist es üblich geworden, jeden Wohnort, der über 100 000 Einwohner zählt, als Großstadt anzusehen. Wir haben heute in Deutschland 48 Städte mit über 100 000 Einwohnern, während es im Jahre 1850 nur sechs solche gab. Indessen, diese statistische Bestimmung hat wenig zu bedeuten. Andere Merkmale für das Wesen der Großstadt kommen hier in Betracht. Es kann große Städte geben, die doch nicht Großstädte sind, während umgekehrt etwas kleinere Städte einen ausgeprägt großstädtischen Typus aufweisen können. Die

*) Nach dem Stenogramm der auf dem 2. Instruktionskursus über Großstadt und Land am 9. Mai 1911 gehaltenen Vorlesung.

Großstadt ist nicht nur eine große Stadt, sondern sie ist eine Stadt großen Stils. Sie bildet einen eigenartigen Typus unter den Städten, der ein Spiegel der Gesamtkultur des Volkes ist.

Es wird nun die Aufgabe sein, zuzusehen, welche Merkmale der Großstadt eigentümlich sind. Indessen werden wir darum von einer Seele der Großstadt reden dürfen? Man spricht bekanntlich von einer Volksseele und denkt dabei an ein den Gliedern eines Volkes gemeinsames Gesamtleben mit gemeinsamer Empfindungsweise und Denkart, wie sie mehr oder minder deutlich in den einzelnen Personen des Volkes sich darstellen und auf alle sich an dem Volksleibe neu bildenden Glieder von selbst übergehen. Wie dies Volksleben von einer Volksseele geleitet wird, so kann auch von der Seele einer Großstadt gesprochen werden. Es handelt sich dabei um die gemeinsame Tendenz und Art der Großstädter, wie sie aus den gemeinsamen Lebensbedingungen hervorgehen. Bekanntlich wird der einzelne der Gesamtrichtung bald unterworfen. Die marschierende Kolonne beherrscht unwillkürlich mit ihrem Marschtakt den Schritt des Nebenhergehenden. Ehe er sich's versieht, ist er in denselben Takt hineingezogen. Wer weiß nicht, wie in ähnlicher Weise bei uns aus den immer neu Zuziehenden Großstädter geprägt werden und wie rasch die

Alten und besonders die Jungen die großstädtische Weise sich aneignen.

2.

Indessen, welches sind denn nun die eigentümlichen Lebensbedingungen der Großstadt, und in welcher Richtung wird das seelische Leben durch sie beeinflußt?

Die Großstadt ist zunächst eine Stadt, in der das öffentliche Leben kräftiger pulsiert als in der kleinen Stadt, und zwar wegen der leitenden Behörden, wegen der industriellen und kommerziellen Interessen, die in ihr vereinigt sind, sowie wegen des regeren politischen Lebens. Jede Großstadt bildet ja ein Zentrum, um das sich ein großer Kreis legt, oder sie ist der Vorort mit seinem Hinterlande. Hier sind die höheren Behörden beieinander. Ebenso bringen die höheren Schulen einen eigenartigen Zug in das Leben der Stadt. Dazu kommt die Garnison. Es ist selbstverständlich von Einfluß für das Leben eines Ortes, wenn solche Zentren in ihr vorhanden sind oder die großen Organisationen des öffentlichen Lebens in seiner Mitte ihren Ausgangspunkt haben. Unwillkürlich wird der Horizont dadurch erweitert, und es entsteht ein gewisses Bewußtsein der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit mit den leitenden Stellen und den maßgebenden Organisationen. Aber diese Beziehungen der Großstadt

fassen nicht nur ein Geben in sich, sondern auch ein Nehmen. Die Großstadt gibt viel Formeln aus, aber sie kann das nur tun, weil der Geist des Landes in ihr zu zusammenfassender Darstellung kommt.

Hierzu tritt dann das große politische Leben. Politische Bewegungen entstehen bekanntlich fast immer in den Großstädten. Auf dem Lande, wo die Menschen mehr oder minder isoliert leben, können feine Gedanken gesponnen werden, aber sollen die politischen Tendenzen in die Wirklichkeit umgesetzt werden, so bedarf es dazu des Zusammenhanges der Großstadt. Hier fließt alles das zusammen, was im Lande geschieht, hier finden auch die geistigen Tendenzen der Volksseele ihren Mittelpunkt und ihre Dolmetscher. Hier haben wir die Möglichkeit, Gedanken in die breiten Volksmassen zu tragen. Hier werden Schlagwörter geprägt und in die Masse geworfen, die unberechenbare Wirkungen ausüben. Hier können starke Persönlichkeiten sich geltend machen und das Relief gewinnen, das sie brauchen, um Viele für ihre Sache zu gewinnen. Das setzt aber voraus, daß sie ihrerseits die Vielen kennen, daß sie die „öffentliche Meinung" mitempfinden. In der Großstadt vermag man der öffentlichen Meinung an den Puls zu greifen, und in ihr pflegen die Formen zu entstehen, die dem Gesamtverständnis einleuchten. Der Fortschritt

macht daher seine ersten Schritte immer in der Großstadt.

Fast noch wichtiger als dies ist die Hilfe, die die Macht der Zeitung in dem großstädtischen Leben den politischen Gedanken gewährt. Es ist bekanntlich die Vorbereitung etwa einer Volksversammlung durch die Presse und die Behandlung der Resultate dieser Versammlung in der Presse ungefähr ebenso bedeutungsvoll als das, was in der Versammlung geschehen ist. Die Presse bringt nicht immer „objektive Berichte" darüber, was geschehen ist, aber sie bringt dafür zum Ausdruck, was in ihr hätte geschehen sollen, was die politischen Instinkte der Versammlung und die Absichten ihrer Leiter eigentlich forderten. In der Großstadt liest fast jeder eine Zeitung und ist fast jeder in der Lage, mehrere Zeitungen zu lesen, zumal in Zeiten politischer Erregung. Jeder Arbeiter und kleine Beamte, der zur Arbeit fährt, liest eifrig in seiner Zeitung, wie wir es täglich sehen. Die große Menge der Leser pflegt allerdings mit fanatischem Glauben die Meinung der eigenen Zeitung nachzubeten. Nur wenige Individuen in der Großstadt werden durch die Möglichkeit, anderes zu lesen oder andere Personen entgegengesetzte Urteile vertreten zu hören, in ihrem Urteil objektiver werden, im Gegenteil, das weit lebhaftere, ja leidenschaftliche Interesse des Groß-

städters an den öffentlichen Angelegenheiten erklärt sich zum guten Teil daraus, daß es im Gegensatz zu anderer Meinung entstanden ist und sich in diesem Gegensatz anderen Personen gegenüber behaupten muß.

3.

Aber auch das Kulturleben, einerseits die wissenschaftliche und künstlerische Arbeit, andrerseits Handel und Industrie bringen einen besonderen Zug in dem Leben der Großstadt hervor. Wieviel wird doch in einer Großstadt gearbeitet! Freilich wird der, der an einem Sonntag eine unserer Großstädte betritt, fast glauben, er sei ins Schlaraffenland gekommen, so strömt alles hinaus ins Freie zu Erholung und Vergnügen. Aber dieser Hang nach Erholung ist nur das gesunde Gegengewicht gegen den nervösen Arbeitseifer der Großstadt. Es sind nicht eigentlich die gewöhnlichen Arbeiter, d. h. diejenigen, die mit der Muskelkraft ihre Arbeit leisten, die in der Großstadt mehr in Anspruch genommen werden als ihre Berufsgenossen sonst. Wir denken vielmehr an den weiteren Kreis der Arbeiter, der auch die geistigen Arbeiter in sich faßt und die, welche in der Industrie oder im Handel entweder an leitender Stelle stehen mit großer Verantwortung, oder auch nur den ganzen Ansturm des kauflustigen und doch nicht kaufenden, immer fragenden und nie be-

friedigten Publikums ausstehen müssen. Hier wird mit der Nervenkraft gearbeitet. Und was wird diesen Nerven nun außerdem zugemutet durch den Lärm der Straße, durch den Wechsel der Sensationen, durch gröbere und feinere Reize. Nicht der Handarbeiter ist es, der die eigentliche Last der Großstadt zu tragen hat. Im Gegenteil; er führt im ganzen ein gesundes Leben, und gerade seine Muskelarbeit setzt ihn in den Stand, die Erregungen der Großstadt verhältnismäßig leicht zu ertragen. Dagegen werden alle diejenigen, die wesentlich Nervenarbeit zu leisten haben, leicht unter dem Einfluß der Großstadt in jenes unruhige und hastige, halb spöttische, halb sentimentale Wesen geraten, das man als „großstädtisch" bezeichnet.

Aber die Großstadt zeigt dem Individuum auch eine Menge von begehrenswerten Gegenständen und Genüssen. Hier bieten sich im Schaufenster alle möglichen schönen Dinge zum Kauf an; dort ist mit Leichtigkeit feineres oder gröberes Vergnügen zu erlangen. Das hat zur Folge, daß mehr angeschafft und mehr genossen wird als anderswo, aber auch, daß bei denen, die das nicht können, Unzufriedenheit und Bitterkeit entsteht. Man kann trotzdem sagen, daß im ganzen der Großstädter weniger neidisch ist als der Kleinstädter. Er ist leicht erbittert darüber, daß eine Sache ihm und seinesgleichen versagt bleibt, er klagt

die ungerechte Güterverteilung an, aber den einzelnen glücklicher Gestellten wickelt er in der Regel nicht so in Haß, Mißgunst und Argwohn ein, wie es der Kleinstädter gern tut, denn am einzelnen Individuum liegt ihm weniger.

Zu den Lebensbedingungen der Großstadt gehört weiter die eigenartige Prägung des sozialen Lebens. Der Großstädter sieht alle Gesellschaftsschichten vor sich. Er liest in der Zeitung, was in den verschiedenen Kreisen vorgeht, und da er von den Personen anderer Kreise in der Regel auch etwas weiß, so empfindet er ein lebhaftes Interesse bei dieser Lektüre. Die großen, die Zeit bewegenden politischen Interessen werden ihm dadurch, daß er die Führer der Parteien, die leitende Personen der Regierung usw. zu Gesicht bekommt oder doch allerhand Persönliches über sie hört, näher gebracht. Aber nicht nur die Kinder des eigenen Landes sind es, die auf ihn einwirken, sondern ebenso auch die Ausländer. Ihre andere Art stößt ab und zieht an, bildet die Unart der Nachahmung heraus und fördert doch schließlich die Eigenart.

Nehmen wir dies alles zusammen, so verstehen wir, warum der Horizont des Großstädters weiter zu sein pflegt als der des Kleinstädters oder des stillen Landbewohners. Das bedeutet nicht nur, daß man für mehr Dinge Interesse hat und daher

seinen Unterhaltungsstoff nicht bloß dem Bureau, der Küche, den Kindern und Dienstboten zu entnehmen braucht, sondern es hat den Sinn, daß man gemeinsame und allgemeine Interessen zu persönlichen Interessen zu machen versteht. Dies hat auch gewisse moralische Folgen. Der Großstädter hat das Bewußtsein, unbemerkt zu leben. Er wird nicht gepeinigt von dem Gedanken, immer aufzufallen. Er kann daher harmloser sein als derjenige ist, der sich in einem Kreise von Menschen, die ihn kennen, bewegt. Er wird daher unter Umständen in Kleidung und Haltung ganz bescheiden auftreten, und indem er mit vielen Kreisen in Berührung kommt oder doch einen Blick in sie hineintut, empfängt er eine gewisse sozialisierende Wirkung vom Leben aller dieser Kreise. Der Großstädter ist weniger hochmütig und auf die kleinen Vorzüge des Standes, der Begabung, des Titels weniger stolz. Denn wem imponiert derartiges in der Großstadt? Wer wüßte nicht sofort andere zu nennen, die ihm darin gleichkommen oder überlegen sind. Hieraus erklärt sich aber auch, daß im ganzen in der Großstadt der Servilismus schwerer aufkommen kann als man meinen möchte. Indem die verschiedenen Kreise der Gesellschaft sich öfter in gemeinsamen Interessen schneiden, werden die Unterschiede gewissermaßen ausgeglichen. Sehen wir doch nur, wie etwa am

Morgen in der Elektrischen nebeneinander sitzen der Arbeiter und der Offizier, der Ministerialrat und sein Bureaudiener. Wer hier zuerst kommt, hat den bequemeren Platz, und wer zuletzt kommt, findet wohl gar keinen Platz. Darin sieht niemand etwas Besonderes. Man ist hier mehr Mensch unter Menschen. Es gehört zu den guten Einwirkungen der Großstadt, daß sie durch die mannigfaltige Mischung der Elemente der Bevölkerung die Selbstüberhebung und das lächerliche Sich-Aufblasen einschränkt. Natürlich darf man derartiges nicht überschätzen, als wenn eine bewußte Brüderlichkeit die einzelnen Menschen der Großstadt verbände. Aber es darf auch nicht für nichts angesehen werden, dies erziehende Bewußtsein, Glied einer großen Gemeinschaft zu sein.

Dies etwa wären die besonderen Lebensbedingungen der Großstadt. Es ist das öffentliche Leben mit seinen Behörden und Schulen, mit Militär und Politik. Es ist sodann die persönliche Beteiligung an diesem öffentlichen Leben, wie die politische Agitation in Versammlungen oder in der Presse sie hervorbringt. Es ist weiter der heiße Kampf ums Dasein, die kräftige Entfaltung aller Kräfte in der Arbeit; es ist endlich die soziale Mischung der verschiedenen Stände und Berufskreise. Aus alledem erwächst ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit

und der Einheit. Der Großstädter ist sowohl rezeptiv dem Gesamtgeist gegenüber und läßt sich daher leicht etwa von religiösen und politischen Strömungen hinreißen, aber er ist auch aufgelegt dazu, mit andern gemeinsame Sache zu machen, Vereine zu gründen und durch Organisation der Kräfte dem Ziel näher zu kommen. Daraus ergibt sich, daß er unwillkürlich über den kleinen egoistischen Horizont hinauswächst. Er ist genötigt, das Wohl und Wehe der übrigen mit ins Auge zu fassen. Das bewährt sich auch daran, daß die sozialen Ideen in der Regel in den großen Städten zuerst Verständnis und Anwendung finden.

Ich habe im Vorstehenden gute Züge im Bilde des Großstädters hervorgehoben, weil ich der Ueberzeugung bin, daß es an solchen nicht fehlt. Selbstverständlich haben diese Züge auch ihre Kehrseite; aber wo wäre es anders? Man muß großstädtisches Wesen natürlich im großen und allgemeinen beurteilen und nicht, wie es alte ängstliche Leute tun, die großstädtische Bevölkerung als ein Konglomerat von allerhand Gesindel, wie Spitzbuben und Dirnen, denken, aber natürlich ebensowenig mit der Jugend von lauter aufstrebenden Talenten, schneidig sich durchsetzenden Charakteren als den Großstadtbewohnern träumen. Wer ausgeht von dem gewöhnlichen Menschen, wird immer finden, daß hier nicht anders als anderwärts

das Mittelmäßige die Majorität hat. Aber auch dies Mittelmäßige wird bestimmt durch den Zusammenhang mit den großstädtischen Lebensbedingungen.

4.

Und das ist's nun, wovon wir weiter sprechen wollen. Es wird sich jetzt darum handeln, zu zeigen, wie die einzelnen Seelen durch diese Lebensbedingungen besonders bestimmt werden.

Wir sahen, daß in der Großstadt alle Interessen und Tendenzen, alle Güter und Kräfte, die in dem Volke vorhanden sind, zusammenströmen. Es ist ein ungeheures Material, das so an die einzelne Seele herantritt. Demgegenüber kann sich die Seele gar nicht anders helfen, als daß sie dies Vielerlei unter gewisse einfache Gesichtspunkte bringt oder die allzu große Fülle reduziert. Hieraus ergibt sich, daß der Großstädter dazu neigt, einmal alle Fragen, die an ihn herantreten, nach ihrer prinzipiellen Bedeutung anzuschauen, dann aber, daß er eine gewisse Neigung hat, einzelne Vorgänge zu generalisieren, z. B. Fehler einzelner Personen ganzen Ständen zur Last zu legen oder ihretwegen die ganze Staatsordnung zu verdammen. Es ist die Neigung, das einzelne nicht als solches anzuschauen, sondern seine Bedeutung, sein Wesen zu untersuchen. So neigt der Großstädter dazu,

alles in den Rahmen der Prinzipienfragen zu rücken. Wie könnte es denn anders sein? Er kann nicht alles einzelne, was an ihn herantritt, behalten, oder die einzelnen Gestalten verschmelzen ihm zu Gedanken, die alle angehen und allgemeine Bedeutung haben. Die Ereignisse und einzelnen Tatsachen können ihn daher bloß dann interessieren, wenn sie entweder Ausdruck eines Prinzips oder einer Idee sein sollen, oder wenn sie ein Bild der Gesamtlage darstellen wollen. Das heißt eben, entweder wird das einzelne generalisiert, oder es wird vom prinzipiellen Gesichtspunkt her verstanden. Der Großstädter hat nur selten die Gabe, zu individualisieren. Jene Art, die man in stillen ländlichen Verhältnissen am besten erwirbt, das Einzelne liebevoll anzusehen und ihm in persönlicher Sympathie nachzugehen, das ist ein Zug, den man bei dem Großstädter nicht oft finden wird. Nein, wenn irgendein Ereignis geschehen ist, dann ist immer etwa der ganze Staat, die ganze Kirche, der gesamte Adel, das ganze Offizierkorps usw. schuldig.

Wer dies verstanden hat, wird sich nicht darüber wundern, daß der Großstädter in der Regel so sehr zugänglich ist für Suggestion durch einzelne mehr oder minder hervorragende Personen. Nicht dadurch erreicht der großstädtische Volksführer sein Ziel, daß er seine Gedanken logisch aufbaut und ihre

Richtigkeit eingehend nachweist. Täte er das, so würde er die Masse langweilen und kein Verständnis finden. Sie will nicht in langsamer Beobachtung des Tatbestandes und in sorgfältiger Summierung seiner einzelnen Faktoren sich ein Urteil bilden, sie will die Ideen en bloc annehmen. Wer in großen, kräftig umrissenen, leicht begreiflichen Gleichnissen und Bildern spricht, wer packende und leicht behältliche Schlagwörter zu prägen vermag, wer endlich über einen gewissen Vorrat zugkräftiger Anekdoten, kräftig zugespitzter Pointen verfügt, wer dasselbe in immer neuen und wohlklingenden Wendungen zu wiederholen versteht, der kann wohl ein Mann werden, dem der Großstädter zujubelt. Er versteht ihn, und jene Sprechweise ist seinem Bedarf angemessen. — Die Seele des Großstädters ist im ganzen überaus lenksam. Freilich auch das lenksamste Pferd versagt, wenn sein Reiter unsicher ist. Die feste Hand der Autorität, das ist es, was der Großstädter braucht. Aber diese Autorität gewinnt nur der, der die Sprache und die Empfindungsweise des Großstädters kennt und bis zu einem gewissen Grade sie nachzuempfinden versteht. Das ist's dann, was der Großstädter als „großzügig" und „packend" bezeichnet und bewundert.

Man meint in der Regel, der Großstädter sei überaus kritisch und skeptisch.

Das ist kaum richtig. Als kritisch gilt der Großstädter, weil er so oft seine Autoritäten wechselt, und skeptisch erscheint er, weil mit den Autoritäten auch sein Glaube sich zu ändern pflegt. Im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß er immer mit der Autorität geht, die ihm zurzeit gerade imponiert. Die Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden, ist bei den Großstädtern keineswegs besser entwickelt als bei anderen Leuten. Dagegen ist die Neigung zum Autoritätsglauben ebenso groß als die Bereitschaft, die Autoritäten mit der Saison wechseln zu lassen. Was wird in einer Großstadt nicht alles als „groß" oder „schön", als „bedeutend" oder „entzückend" gepriesen. Die Großstädte verderben uns den Kurswert unserer schmückenden Beiwörter, weil sie sie an Unwürdige verschleudern. Wie Schwindelhäuser emporsteigen über Nacht, so werden die Genies emporgelobt, die Propheten entdeckt, die Führer ausgegraben, und die Menge kann sich nicht genug tun, um diese Kinder ihrer Laune zu verehren und zu bewundern. Allerdings muß auf der andern Seite gesagt werden, daß die Gunst des Großstädters nicht sonderlich dauernd ist; sie muß immer neu erworben werden. Der als Führer Gefeierte muß der Masse weiter zu imponieren verstehen. Das ist an sich nicht schwierig, denn der Weg ist ihm bereitet. Hat er das Talent

zum Volksführer, so sind viele bereit, sich führen zu lassen. Die Gabe, nicht zu Tiefes in schöner Form zu sagen, die Pointe und das Schlagwort kommen hier in Betracht; wohl auch gewisse dramatische Aeußerlichkeiten, die Haltung des Mannes, wie er sich trägt und kleidet usw. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese Führer auf dieselbe Stufe zu stellen sind mit denen, die sich von ihnen führen lassen. Gewiß besteht die Mehrzahl von ihnen aus Scheingrößen; aber auch die starken und wirklich dauernden Größen pflegen den Großstädter nur dann zu ergreifen, wenn sie die Gaben haben, die wir erwähnten. Was wäre ein Stoecker gewesen als Volksmann ohne die eindrucksvolle Persönlichkeit oder ohne die Gabe, in starken Konturen zu malen, und ohne den schlagfertigen Witz? Wer kann sich einen Bismarck vorstellen ohne die Fähigkeit, seine Gedanken zu scharfen Pfeilen zuzuspitzen, die alsbald in aller Herzen festsaßen, ja, ohne die von ihm so gern getragene Kürassieruniform mit den großen Stiefeln?

Auch der Großstädter ist zu haben; er muß nur in seiner Weise gefaßt werden. Ist das aber nicht die Weise der Oberflächlichkeit, die alles hinausspielt auf Allgemeinheiten, die urteilen will, ohne sachverständig zu sein? Indessen, man täusche sich nicht hierüber. Nicht die einzelnen Beobachtungen sind es, die die Stoßkraft für

die Seele des ganzen Volkes besitzen. Nicht handelt es sich zuerst darum, mit den Rudern das Wasser zu schlagen, sondern die Direktion auf dem Kompaß zu finden. Es ist nur scheinbar Oberflächlichkeit, wenn der Großstädter, an den die vielen Bewegungen und Erscheinungen im Leben eines Volkes herantreten, sich aus ihnen eine kurze Formel, ein allgemeines Urteil bilden will. Es ist ja gar nicht anders möglich, als daß man dort, wo solche Einzelanschauungen in Fülle zusammenlaufen, auch über ihr Wesen verständigt wird, man mag es nun wollen oder nicht. Nur dort aber, wo man das Wesen all dieser Erscheinungen ergreift, ist es möglich, die diesem Wesen einwohnende Tendenz zu Entwicklung und Fortschritt des Ganzen zu verstehen, ihre Formel zu finden und ihre Durchführung in Angriff zu nehmen. Was in der Großstadt geschieht, ist doch eigentlich nur dies, daß man das Fazit zieht aus den Faktoren, die das Land produziert, oder daß man den Gesamteindruck, den die vielen Einzelheiten gewähren, in einen gemeinsamen Ausdruck zu fassen sich bestrebt. Aber dies ist eine notwendige Arbeit, die für das ganze Land von Bedeutung ist, und die doch nur dort geschehen kann, wo die verschiedenen einzelnen Strömungen der geschichtlichen Bewegung zusammenlaufen. Es gäbe keinen Fortschritt ohne diese Reduktion des

Einzelnen und ohne die an der allgemeinen Entwicklung gewonnene bewußte Tendenz, weiter zu kommen. So oft der Einzelne hierbei bloß als Herdengeschöpf mitwirkt, so leer und boshaft häufig das „Hosianna“ wie das „Kreuzige“ der großen Masse ist und so egoistisch und hinterlistig zuzeiten die Formeln ihrer Führer sein mögen, so setzt sich in alledem, dem einzelnen unbewußt und unverständlich, doch eine große Gesamttendenz durch. Es ist der objektive Geist der Geschichte, der die einzelnen Personen unterwirft und sie zu seinen Organen macht, so daß sie, über sich selbst hinausgehoben, zu weissagen vermögen. Nicht weil die Großstädter klüger sind als andere Leute, geben sie in der Politik den Ton an, sondern weil sie durch ihre geschichtliche Lage genötigt sind, immer wieder aus der überwältigenden Fülle von Eindrücken die Grundtendenzen herauszufinden. Das ist kein moralisches Verdienst, sondern eine psychologische Notwendigkeit. Und nicht weil die Großstädter fleißiger sind als die übrigen, haben sie die Leitung der Industrie und des Handels in den Händen, sondern weil sie die Gesamtlage zu überschauen und daher die ihr entsprechenden Organisationen zu schaffen vermögen.

5.

Zu der eben besprochenen Eigentümlichkeit des Großstädters steht in einem merk-

würdigen Kontrast sein stark entwickelter Individualismus. Der einzelne legt viel Gewicht auf seine Freiheit. Er will beileibe nicht nachsprechen; jedes Urteil, das er fällt, soll als originell gelten. Nicht selten liegt hier eine eigentümliche Selbsttäuschung vor. Was man längst schon in irgendeinem Parteiblatt las, kann einem wörtlich als Resultat tiefer Gedankenarbeit mit gerunzelter Stirn vorgetragen werden. Was alle Tunichtgute treiben, kann wohl als Produkt besonders freier Entschlußkraft und kühnen Uebermenschentums sich zu erkennen geben. Aber, so paradox es ist, der Großstädter verbindet mit seiner Neigung, Schlagwörter nachzusprechen, den jeweiligen Führer sklavisch zu folgen, in der Tat einen gewissen individualistischen Zug, und wenn derselbe auch nur auf die Form seines Denkens und Ausdruckes sich bezöge. Und dies ist wohl verständlich. Es gibt im individuellen Leben eine Zeit, in der das Individuum sich selbst entdeckt und, weil es sich entdeckt hat und doch noch ganz abhängig ist von seiner Umgebung, sich rauh und schroff dieser Umgebung widersetzt. Eine innere Notwendigkeit liegt hier vor, indem das Individuum sich schützen muß vor der Uebermacht der Umgebung. Man kann diese nicht eben liebenswürdige Erscheinung, die wir aus den Flegeljahren unserer Knaben und Mädchen kennen, mit dem großstädtischen

Individualismus vergleichen. Auch hier versucht das Individuum, sich zu retten vor der Uebermacht seiner Umgebung, indem es alles negiert, was die Umgebung sagt, wenn es auch in der Sache schließlich dieser doch erliegt. So kann man denn im gewissen Sinne sagen, daß die Großstädter ihr ganzes Leben über in den Flegeljahren bleiben. Dieser Individualismus äußert sich naturgemäß weiter in der starken Neigung, über alles Bekannte und lieber noch über das Unbekannte zu urteilen und abzuurteilen. Auch hier ist das Bestreben, seine Selbständigkeit zu wahren gegenüber der Uebermacht der Umwelt, der eigentliche Grund dieser „Schnoddrigkeit", und dazu kommt die Gewohnheit, die Dinge vom allgemeinen Gesichtspunkt her anzusehen. Sie führt naturgemäß dazu, im einzelnen Falle nicht sowohl genau zu beobachten, als auf Grund etwaiger früherer Erfahrungen fix und flott abzuurteilen.

Hieraus versteht sich die große Schwierigkeit, die in der Großstadt die Erziehung der Jugend zu bereiten pflegt. Alle Erziehung hat ja die Aufgabe, der jungen Generation den bisherigen Kulturerwerb der Menschheit weiterzugeben. Unter normalen Verhältnissen vollzieht sich dieser Prozeß leicht. Wir wissen alle, wie zäh Tradition und Sitte als Träger dieses geschichtlichen Kulturerwerbes auf dem Lande

fortbestehen. Ganz anders verhält es sich damit in der Großstadt. Die individualistische Kritik, der Reiz, alles besser zu wissen, ergreift naturgemäß auch die Jugend, und wenn die Eltern ehrlich sind, so müssen sie auch dann, wenn sie unter diesem leeren und unfruchtbaren Kritisieren leiden, zugestehen, daß die Kinder nur ihrem eigenen Vorbilde folgen. Demgegenüber wird aber gerade in der Großstadt die wichtige Regel, die Kinder möglichst lange als Kinder zu halten, zu kleiden und zu behandeln, streng zu befolgen sein, so schwierig das auch oft sein mag. Nur so wird es möglich sein, der krankhaft erregten Kritik ein kräftiges Gegengewicht entgegenzustellen. Die Kinder werden heute viel zu früh als „Persönlichkeit" anerkannt und behandelt. Aber hierdurch reifen keineswegs Persönlichkeit heran, sie werden vielmehr schon im Ansatz geknickt.

6.

Das zuletzt Gesagte bedarf aber einer Ergänzung. Nicht ganz selten stehen bei dem Großstädter die Grundsätze, die er vertritt und wohl auch nach außen hin betätigt, in einem ziemlich scharfen Gegensatz zu dem häuslichen Leben. Man begreift es, daß der Großstädter sein Privatleben scharf zu sondern versucht von dem öffentlichen Leben. Man kann nirgends so leicht zum Einsiedler werden als in der Großstadt. Menschen

sieht man ja genug, so kann das Bedürfnis nach regelmäßiger Geselligkeit einschlafen. Man lebt einsam dahin und freut sich der Zwanglosigkeit, wenigstens eine Weile über. Es besteht, wie gesagt, ein eigentümlicher Gegensatz zwischen dieser häuslichen Lebensordnung und den mit so viel Stolz vertretenen Grundsätzen. Die am lautesten für „die Moderne" schwärmen, sind in den stillen Stunden, da sie unbeobachtet sind, nicht ganz selten die altmodischsten Leute. Wie oft ist etwa der Mann, der in großen Worten für „freie Entwicklung" eintritt, im Hause ein kleinlicher Tyrann, der von Frau und Kindern seinen Willen bis ins kleinste befolgt sehen will. Da ist alles altmodisch geblieben, so neumodisch die Reden auch klingen mögen. — Man könnte weiter meinen, daß der Familiensinn des Großstädters durch die Berührung mit so vielen Menschen leide. Aber auch dies ist weniger der Fall, als man wohl meint. Man sehe sich etwa am Sonntag unsere Eisenbahnen oder die Orte um Berlin an, so wird man unter den Tausenden und Abertausenden, die dort hinausströmen, eine große Anzahl von ganzen Familien finden. Zumal der kleine Mann hat den alten deutschen Familiensinn sich wirklich erhalten. Das zeigt nicht nur das gemeinsam genossene Vergnügen, sondern auch der Sinn der Familienglieder für einander. Die Eltern pflegen die Entwick-

lung der Kinder genau zu beobachten, stramm darauf zu halten, daß sie fleißig und ordentlich sind. Allerdings wird die gute Absicht dadurch durchkreuzt, daß in den unteren Kreisen die Kinder viel zu früh von den Eltern unabhängig werden und daher in Jahren, wo es besonders wichtig wäre, daß sie eine starke leitende Hand über sich fühlen, vermöge ihrer wirtschaftlichen Freiheit sich durchaus selbst überlassen bleiben.

Wir leben in der Großstadt ein privates Leben, das oft einen so altfränkischen Eindruck macht, daß man erstaunt ist, und dieselben Leute, die nach außen hin mit voller Ueberzeugung die liberalsten Anschauungen verfechten, können geradezu Reaktionäre werden innerhalb ihrer vier Wände. Gegenüber den Dienstboten etwa, aber auch den Kindern, will man dann von der viel gerühmten Freiheit wenig wissen. Das kann bekanntlich zu ziemlich komischen Inkonsequenzen führen. So etwa bei jener Dame, die einen Vortrag von Ellen Key, glaube ich, gehört hatte und, nach Hause gekommen, ihrem Mann von dem „Jahrhundert des Kindes“ und der freiheitlichen Erziehung in demselben so lange vorschwärmte, bis sie einen dummen Streich, den ihre fünf Töchter gemeinsam verübt hatten, entdeckte, und dann nicht eher ruhte, als bis die fünf Mädchen im Alter von 6—14 Jahren, eine um die andere, ausgiebig die Rute bekommen hatten.

Das mag nun sehr nützlich gewesen sein, aber es kontrastierte jedenfalls eigentümlich zu den von der Frau soeben in der Theorie vertretenen Grundsätzen.

7.

Wir haben bisher gesehen, wie sich die Auffassung der Dinge und die Denkweise bei dem einzelnen Großstädter gestaltet. Gehen wir weiter fort, zur Erwägung seiner Betätigung nach außen.

Der Gesamtwille wirkt in der Großstadt rasch und kräftig. Die Menschen sind nicht so individuell wie anderwärts. Sie sind daran gewöhnt, zusammen zu denken. So ergreift ein Schlagwort die große Masse und kann in verhältnismäßig schneller Zeit die Masse in Leidenschaft versetzen. In dieser Leidenschaft ist sie dann auch fähig zu rascher Tat. Die Revolutionen brechen daher immer in den Großstädten aus. Ebenso sind sie der Boden für die großen Streikbewegungen. Man kann andrerseits aber nicht behaupten, daß diese Leidenschaften besonders tief gehen. Wie oft wird Aktionen, die unvermeidlich zu sein scheinen, die Spitze dadurch abgebrochen, daß man sie totschweigt, und wie oft schlägt in kürzester Frist die Stimmung vollständig um, wenn es nämlich mittlerweile der breiten Masse zum Bewußtsein gebracht worden ist, daß das Recht auf der andern Seite steht oder

die beabsichtigte Aktion erfolglos sein wird. So hat die Begeisterung der Großstadt oft etwas vom Strohfeuer an sich. Aber man darf demgegenüber nicht vergessen, daß auch das Strohfeuer einen großen Brand anstiften kann, und daß in der Großstadt es immer Brennstoffe gibt, die dem Feuer nahe liegen.

Das ist der Wille des Großstädters als gemeinsamer Wille. Er ist stürmisch, rasch erregt, zeitweilig von einer ungeheuren impulsiven Energie. Anders steht es mit dem Willen der einzelnen Personen in bezug auf ihre eigene Sache. Dieser Wille wird im Daseinskampfe hart und zäh geschmiedet. Niemand kann in der Großstadt zum Ziele kommen, er überwinde denn eine nicht unerhebliche Konkurrenz. Er muß seine Ellenbogen brauchen. Dadurch wird selbstverständlich die Energie des einzelnen gestählt. Man sehe sich nur den Gesichtsausdruck dieser 15jährigen Knaben und Mädchen an, die bereits den Daseinskampf kämpfen und die sich jeder Schwierigkeit, die ihnen dabei begegnet, gewachsen zeigen. Es wird in der Großstadt viel gearbeitet. Das gilt von allen Kreisen, und die Wucht der Arbeit trifft, wie wir gesehen haben, vor allen Dingen die Nervenarbeiter. Die Muskelarbeiter hat es kaum schwerer als anderwärts. Er tut seine Arbeit und verdient soviel dabei, daß er etwa 10% seines Einkommens zu Erholung und Vergnügen

benützen kann. Freilich drohen ihm auch schwere soziale Gefahren, wie etwa die Arbeitslosigkeit oder aber das großstädtische Wohnungselend und dergleichen. Aber es ist auf der anderen Seite unleugbar, daß der Aufwand von Nervenkraft in den anderen Schichten der Gesellschaft mindestens ebensoviel Schwierigkeiten sozialer Art bereitet. Man hat früher gesagt, daß schon die dritte Generation in der Großstadt absterbe. Das wird heute kaum mehr gelten, angesichts der großen Verbesserungen, die uns die Hygiene der neueren Zeit gebracht hat. Daß hier noch viel zu tun ist, weiß jedermann, die soziale Medizin hat noch große Aufgaben. Es sollte im übrigen jeder wider den Bodenwucher, in dem so viele soziale Schäden wurzeln, energisch seine Stimme erheben. Es ist ja unfraglich, daß die Arbeit, die in der Großstadt geschieht, auch dem ganzen Lande zugute kommt. Darum haben wir alle ein Interesse daran, daß der arbeitende Großstädter Lebensverhältnisse empfängt, die ihn arbeitskräftig erhalten.

8.

Blicken wir endlich auf das Gefühlsleben der Großstädter hin. Das Gefühlsleben kann nur dort gedeihen, wo die Seele des Menschen Ruhezustände erlebt. Eine normale Reife der Gefühle bedarf der Zeit zu stiller inniger Anschauung. Die großen

Dichter sind daher fast nie Kinder der Großstädte. Dagegen wachsen in den Großstädten heran die sozialen Schilderer, die bissigen Satiriker, die heiteren Witzbolde. Aber tiefes lyrisches Empfinden, große dramatische Konzeptionen werden wir nur selten aus der Hand von geborenen Großstädtern empfangen. Jedermann versteht das. Denn so rasch die Eindrücke aufeinander folgen, so rasch verdrängen sie einander, bevor das Gefühl tief und kräftig erregt worden ist. Oder wenn dies einmal mit dem Gefühl geschah, so kann seine Erregung nicht ausschwingen und ausklingen. Der Schlag der Uhr, die täglichen Pflichten, neue Menschen treten an uns heran und die Stimmung verfliegt.

Dagegen gewinnt der Großstädter eine große Sensibilität gegenüber den Eindrücken, die ihn umgeben. Er ist immer bereit, neue Eindrücke aufzunehmen, seine Nerven reagieren auf jeden Reiz und sind fast unerschöpflich dabei. Das ist die „Reizsamkeit" des modernen Großstädters. Es ist ein beständiger Wechsel der Erregungen der Nerven für den Großstädter allmählich Bedürfnis. Daher begreift man, daß das großstädtische Gefühl so leicht die Art der Sentimentalität oder aber der Roheit an sich trägt, denn in diesen Gegensätzen ergeht sich ja das unreife oder unausgeglichene Gefühlsleben. Der Großstädter kann leicht überschwenglich werden in Begeisterung oder

in Schmerz. Es wird in den Großstadtkirchen mehr geweint als in den ländlichen Kirchen. Es erfolgen an den Särgen mehr Verzweiflungsausbrüche als draußen. Andererseits wird man die absolute Interesse- und Verständnislosigkeit fremdem Leid gegenüber oder die Neigung, das was anderen Personen heilig ist, zu verhöhnen, in der Großstadt häufiger finden als draußen auf dem Lande.

Man glaube aber nicht, daß der Großstädter gefühllos ist. Wenn man ihn zu packen weiß, so wird man leicht Mitleid und Mitgefühl in ihm auslösen. Er ist im ganzen liebenswürdig. Wie läßt er sich etwa drücken, schieben und auf die Füße treten auf der Plattform der Straßenbahn oder in einem Mittagszuge der Stadtbahn. Wie gefällig ist er in der Regel bereit, Auskunft zu geben auf irgendwelche Frage, und auch davon, daß etwa der von einem plötzlichen Unwohlsein Betroffene auf der Straße liegen bleiben würde, kann nicht wohl die Rede sein. Die Gewohnheit des Zusammenlebens mit vielen Menschen übt einen gewissen erzieherischen Einfluß aus. Man muß sich eben aufeinander einrichten, einander helfen und kleine Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen. Es ist doch eigentlich erstaunlich, wie wenig nach den Berichten der Zeitungen an Prügeleien oder Messerstechereien in der Großstadt vorkommt, wenn man überlegt,

wieviel Menschen hier zusammenleben, und was für Elemente sich unter ihnen befinden.

Aber so sehr man eine gewisse Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit anerkennen muß, so wird dadurch das Urteil über die Oberflächlichkeit und Unoriginalität des Gefühlslebens des Großstädters doch kaum eingeschränkt werden. Da bleibt es vielmehr bei dem oben ausgesprochenen Urteil, daß die Oberflächlichkeit der Empfindung, die der rasche Wechsel mit sich bringt, in vielen Fällen hin- und herschwankt zwischen Sentimentalität und roher Stumpfheit.

9.

Mit dem Gefühlsleben hängt eng zusammen der Sinn des Großstädters für die Religion. Wir berühren damit einen der wundesten Punkte in dem Leben der Großstadt. Gewiß sind auch hier nicht alle Menschen gottlos oder gleichgültig. Aber im großen und ganzen scheint es doch, als ob der Weltsinn die Herzen hier kräftiger panzert gegen die Einwirkung der Religion als in anderen Lebensverhältnissen. Und das ist erklärlich. Wie groß ist doch die Welt des Großstädters, wie ungeheuer viele Interessen erregt sie in ihm, wieviel Kräfte zieht sie in ihren Dienst. Es fehlt wirklich vielfach an Ruhe und Zeit, um sich in das religiöse Leben hineinzuversenken. Vor einiger Zeit sagte mir jemand auf die Frage, wie er

zu seinem religiös ablehnenden Standpunkt gekommen sei: „Ich habe seit 50 Jahren nie einen Moment Zeit gehabt, über religiöse Dinge ernstlich nachzudenken, so sind sie mir fremd geworden.“ Wie charakteristisch ist dies Wort! Nicht besondere Zweifel, nicht innere Konflikte haben diesen Mann von dem Christentum weggeführt, sondern lediglich der Umstand, daß er nicht dazu kam, über religiöse Fragen nachzudenken. Wer die Bravour kennt, mit der der Großstädter über Kirche und Christentum aburteilt, sollte meinen, daß hier überall ernste kritische Gedanken im Hintergrund stehen. Es ist aber in der Regel der Grund dieser Kritik nur eine wahrhaft erstaunliche Unwissenheit hinsichtlich der einfachsten religiösen Dinge, verbunden mit einer kindischen Oberflächlichkeit der religiösen Empfindung. So sieht's in weiten Kreisen aus. Das Christentum wird in den Seelen der Großstädter nicht ausgerottet in der Weise, wie man mühevoll eine Pflanze aus dem Boden gräbt, sondern es geht dabei so zu, wie bei der Pflanze, die verdorrt, weil man sie nicht begießt. Es ist ein dumpfes Nachgeben gegenüber den Schlagwörtern des Alltags, oder es ist die nervöse Ohnmacht des einzelnen, die es zu keiner kräftigen Reaktion auf die religiösen Eindrücke kommen läßt. Man weiß nicht, was dann mehr zu beklagen ist, diese stumpfsinnige Kritik und philiströse Aufgeblasen-

heit oder aber die plappernden Phrasen derer, die in ihrer Nervosität mit einem Male die religiösen Dinge als „äußerst interessant“ empfinden. Hier wie dort ist alles Schein. Es fehlt die Fähigkeit, eine große Sache stark und einfach zu empfinden. Man ist zu schwach, um sie zu tragen, und man ist zu erregt, um ihr nachzugehen. Aber diese Schwäche nimmt bei dem Großstädter so leicht die Form höhnischer Ueberlegenheit an. Und die Erregbarkeit äußert sich wohl in der Fähigkeit, von einem „Standpunkt“ auf den anderen zu hüpfen. Die Gewohnheit, alles besser zu wissen, die allgemeine kritische Stimmung und die Sucht nach neuen Erregungen wirken hier zusammen mit jener Müdigkeit und Unfähigkeit, in die Tiefe zu gehen oder sich zur Höhe zu erheben. Und so ergibt sich diese großstädtische „Religion“, wie sie wohl ihren Höhepunkt in Kongressen mit Vertretern aller Religionen finden kann. Hier ist dann alles flach, schal und trivial. Wenn die Leute zürnen, sich entrüsten, drohen und kritisieren, so ist es nicht minder albern, als wenn sie etwas anderes rühmen und als „epochal“ preisen. Es ist eben keine Realität dabei, sondern es ist alles Schein, Einbildung, Autosuggestion und Phrase.

Und doch auch für die Religion hat die Großstadt ihre besondere Bedeutung. Große Kenner der Großstadtseele haben

immer geurteilt, daß der Großstädter keineswegs für die Religion verloren sei. Und mehr noch: Wo alles prinzipiell wird, werden auch die Fragen der Religion bald zu den Prinzipien in Beziehung treten. Wer tiefer nachdenkt, läßt sich nicht abspeisen mit den gewöhnlichen apologetischen Künsten der heute noch als sonderlich „wissenschaftlich" geltenden älteren Ritschlschen Vermittlungstheologie. Für ihn spitzt sich die Sache bald zu einem Alles oder Nichts zu. Und dazu kommt, daß der Großstädter von des Lebens Jammer und von des Daseins Ernst unwillkürlich ein kräftigeres, unvergeßlicheres Bild bekommt als der Landbewohner. Der furchtbare Ernst der Daseinsrätsel kann hier nicht übersehen werden, und wer über dies Meer des Elends nicht auf einer Brücke von Phrasen hinwegschreiten will, muß, mag er wollen oder nicht, nach den Realitäten fragen, durch die man Herr werden kann dieses Elendes. Der Abgrund des Jammers schreit nach dem Herrn im Himmel, und das Sterben unten ruft nach einem ewigen Leben von oben. Und wie es da unten Realitäten sind, so muß die Hand von oben, die eingreift, auch eine Realität sein. Es gibt doch in den Großstädten viele Menschen, die so empfinden und die demgemäß in hervorragender Weise imstande sind, den ganzen Gegensatz von Tod und Leben zu erleben und daher zur

Ueberwindung des Todes nach den realen Kräften des ewigen Lebens zu verlangen. Es ist die Gefahr unendlich groß, in der Großstadt religiös zu verflachen und zu verkommen. Aber wer in ihr ergriffen wird von Gott, der wird in der Regel durch die Wucht des wirklichen Lebens genötigt werden, die Kluft zwischen Leben und Tod, zwischen Gott und Welt deutlicher und klarer zu bestimmen, als es wohl sonst geschieht.

Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß die Zahl derer in der Großstadt nicht klein ist, bei denen die Gesellschaftsmaske oder die Furcht anzustoßen, Anlaß sind, daß man nur ganz selten einen Einblick in ihr Innenleben tun kann. Jeder von uns weiß, wie häufig es vorkommt, daß man etwa in einer Gesellschaft plötzlich stutzt über Aussprüche, die eine Person tut, von der wir derartiges nie erwartet hätten. Perspektiven eröffnen sich hier, die in der Regel bald vergehen, die aber der aufmerksame Betrachter nicht übersehen kann. Gerade in der Großstadt gibt es so viele Christen, die prinzipiell „unsichtbare Kirche“ sind. Da wirken mancherlei Motive zusammen: Zeitmangel, Mangel an Mut, eine gewisse gesellschaftliche Tradition u. a. m. Aber wenn doch das Volk Gottes in der Regel größer ist, als wir ahnen, so gilt das besonders von der Großstadt.

10.

Die Frage, was die Kirche gegenüber diesem großstädtischen Wesen tun soll, ist oft aufgeworfen worden. Man fordert wohl eine besondere Großstadtpredigt. Ein gut Teil der schlimmsten praktischen Auswüchse des kirchlichen Liberalismus erklärt sich aus derartigen gut gemeinten, aber übel beratenen apologetischen Absichten. Man glaubt, gar nicht modern genug sein zu können; man meint, alles vom positiven Christentum darangeben zu müssen, um die Seelen für einen gewissen Rest doch noch zu gewinnen. Es ist aber ein merkwürdiges Faktum, daß diese Versuche in der Regel so ganz erfolglos sind.

Es ist überhaupt die Frage, ob es richtig ist, dem Großstädter durch Modernisierung der christlichen Gedanken beikommen zu wollen. Man soll gewiß zu ihm wie zu jedem Menschen in der Sprache sprechen, die er versteht. Man soll selbstverständlich das Altertümliche, Fremdartige, die Sprache Kanaans, den Kanzeljargon abstreifen, aber wir dürfen andrerseits nicht vergessen, daß wir es mit Seelen zu tun haben, die gerade an der „Moderne“ krank geworden sind, die über der ungeheuren Differenzierung und Verfeinerung des seelischen Lebens die Kraft der Seele verloren haben. Ich habe nicht den Eindruck, daß diesen Menschen dadurch geholfen wird, daß man die Religion in

ihre Seelen einführt abermals als ein neues Differenzierungsmittel, oder daß man diesen von lauter Interessen überfütterten Seelen dadurch einen Dienst erweist, daß man ein Interesse mehr hinzufügt, nämlich das „interessante Christentum". Sollte es nicht vielmehr richtiger sein, gerade diesen Modernen die schlichten Grundwahrheiten des Evangeliums zu sagen, wuchtig und einfach? Ich meine damit nicht eine Wiederholung der alten Theologie, die mit all ihren Paradoxien und Spitzen den Menschen von heute nur reizt und ihn leicht dazu bringt, an Nebendingen hängen zu bleiben, sondern ich meine die großen Grundtatsachen und Grundwahrheiten unserer Religion, wie sie sich als Kraft Gottes immer bewährt haben. Sie sind unendlich einfach und doch so umfassend und tief, daß sie schon rein äußerlich die Aufmerksamkeit wachrufen. Sollte es nicht richtig sein, angesichts dieser Lage gerade dem Großstadtpastor zu raten, nicht allzu modern und nicht allzu apologetisch und allzu differenziert zu predigen? Es ist nur zu fraglich, ob er dadurch die Krankheit derer, die an ihrer Seele leiden eben durch die Zersplitterung des modernen Lebens, wird heilen können.

Der Apostel Paulus hat bekanntlich einmal in seinem Leben ein großes Fiasko erlebt. Es war damals, als er in Athen, der berühmten Universitätsstadt, vor den

Philosophen in ihrer Sprache und Denkweise, d. h. modern reden wollte. Dies Erlebnis hat auf ihn einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Als er von Athen in die große Handels- und Fabrikstadt Korinth weiter zog, da faßte er den Plan, hier nichts zu wissen als Jesum den Gekreuzigten allein. Dies ist also das Motto, unter das ein Mann wie Paulus seine Arbeit in der Großstadt gestellt hat. Es wird der ernstesten Ueberlegung wert sein, ob nicht die Gründe, die Paulus zu dieser Methode bewegt haben, auch noch heute fortbestehen.

Man wird mich nicht mißverstehen. Daß auch hier die Rede verständlich sein muß, ist klar, und daß das Wesen einer Predigt nicht darin zu suchen ist, daß Dinge gesagt werden, die keinen Menschen interessieren, und zwar in einer Sprache, die niemand versteht, dürfte auch unbestreitbar sein. Was der Großstädter aber braucht, das kommt vielleicht zum Ausdruck durch das Wort, das ein Großstädter neulich gesagt hat: Nur dann könnt ihr uns helfen, wenn ihr das Wunder wieder lebendig macht. Wie merkwürdig ist das doch! Zu einer Zeit, wo dies Wunder über hundert Jahre lang als der eigentliche Grund des Unglaubens angesehen wird, in dieser Zeit kann ein hochgebildeter Mann des praktischen Lebens die Kraft des Christentums wieder ganz vom Wunderbaren abhängig

machen. Wer den großen Jammer der Welt empfindet, wer sieht, wie alle Gaben, aller Reichtum und alle Kräfte der Welt dieses Jammers nicht Herr werden können, wer dann versteht, daß nicht von außen nach innen der Weg des Lebens geht, sondern immer nur von innen nach außen — oder daß die Sünde der Leute Verderben ist —, der begreift, daß ein ganz objektiv denkender Mensch Hilfe und Rettung in alledem nur erwarten kann von einer wunderbaren Kraft. Wie kann man denn dem glauben, der dieses ganze Meer des Jammers fortzuleiten verspricht und der doch nur gewöhnliche Mittel, wie die Welt sie ja auch sonst kennt, zu dem Zweck anwenden will. Je tiefer die Empfindung der Sünde und der Not, desto größer wird die Sehnsucht nach dem Wunderbaren werden. Bietet man solch einer angefochtenen Seele nur psychologische Motive als Trost an, so versteht sie das nicht. Denn diese Motive haben ja eben versagt. Bietet man dagegen die wunderbare Kraft an, so wird jede Seele wenigstens die Empfindung haben, daß hierdurch geholfen werden könnte, wenn anders die Kraft eine Wirklichkeit ist. Aber wenn es bei jemand dazu kommt, ernst nachzudenken über die Wirklichkeit dieser Kraft, dann pflegt die Seele vor der inneren Entscheidung zu stehen. Die Urkraft des Geistes siegt wieder, wie sie überall siegt, wo ein Menschenherz sich ihr öffnet.

11.

Durch unsere ganze Erörterung geht ein doppelter Zug hindurch. Einerseits stellten wir fest, daß das Zusammenleben der großen Massen den Anlaß gibt zu oberflächlichem allgemeinem Urteil, zu einem rasch aufstrebenden und ebenso rasch verflackernden Strohfeuer der Begeisterung, zu einem auffallenden Wechsel der Gefühle und endlich zu einer Beschränkung des religiösen Sinnes. Dem standen nun auf der andern Seite große Vorzüge gegenüber. Der Sinn für das Allgemeine ermöglicht es, die Diskussion auf die Höhe der Prinzipien zu erheben und dadurch die Entscheidung auch über die einzelnen Fragen zu gewinnen. Jenem Hang, sich rasch zu begeistern, steht gegenüber der Fleiß im Kampf ums Dasein, der unendlich viel Mühe und Kraft aufzuwenden vermag und sich frisch erhält trotz allen zähen Widerstandes und der harten Konkurrenz. Und endlich jener Verflachung der Gefühle mußte entgegengestellt werden eine gewisse Gutmütigkeit, und dem Erstarren der religiösen Interessen trat an die Seite eine umfassende Erkenntnis des Jammers des Daseins und ein kräftiges Verständnis dafür, daß nur Realität, und zwar wunderbare Realität in diesen Nöten helfen kann. Es ist merkwürdig, wie diese Gegensätze beieinander sind und wie sie aus einander hervorgehen. Beide Reihen sind, wie wir gesehen haben, in der

Lage des Großstädters begründet. Aber es ist nicht selten, daß sie in scharfen Widerspruch zueinander geraten. Der Großstädter ist oft ein in sich zerspaltener Mensch. Einerseits hat er ein ungemein sicheres Auftreten, ein starkes Selbstbewußtsein; andrerseits ist er abhängig von den Schlagwörtern, die die wechselnde Mode produziert, und in seinem Innern nagen Zweifel und Sorge. Die großen Redensarten, die er im Munde führt, sind, wie so oft im Leben, nur ein Mittel, um zu verdecken, wie bedrückt seine Seele eigentlich ist. Jener Schwung dient dazu, die Kritik, die eigentlich alles zerfressen möchte, nicht aufkommen zu lassen. Man handelt, ehe man nachdenkt; denn dächte man nach, so wäre es um den Mut zum Handeln geschehen.

Man kann dieses Leben beklagen. Daß unter unsern heutigen Kulturverhältnissen die Großstadt eine Notwendigkeit ist, kann aber nicht geleugnet werden. Mit der Großstadt ist aber natürlich der Großstädter gegeben. Der Großstädter hat selbstverständlich seine Fehler, und er leidet unter diesen Fehlern. Trotzdem ist die Großstadt für das ganze Land nicht nur eine Notwendigkeit, sondern eine segensreiche Notwendigkeit. In der Großstadt werden die Prinzipien geahnt und durchdacht, die Schlagworte gemünzt und in Umlauf gesetzt. Hier, wo alle Anregungen des Landes zusammenlaufen,

entstehen wie von selbst die religiösen, die politischen und die sozialen Programme. Hier werden die Weichen gestellt, auf denen die Geschichte laufen soll. Hier tritt das Volk als Einheit auf und hat eine vernehmliche Sprache. So klar es ist, daß die Programme der Großstädte der Nachprüfung des Landes unterliegen müssen und daß sie in der Praxis ihre Probe zu bestehen haben, so deutlich ist's andrerseits, daß die entscheidenden großen Wendungen der Geschichte durch die öffentliche Meinung, wie sie nun einmal in der Großstadt entsteht, vorbereitet werden. Ein Mann wie Paulus, dem ein weltgeschichtliches Ziel vorschwebte, hat daher stets die Großstädte bei seinem Wirken bevorzugt. Städte wie Ephesus, Korinth, Rom sind die Zentren seiner Missionstätigkeit geworden, weil er erkannte, daß sein Ziel, die Welt Christo zu unterwerfen, nur von diesen Zentralpunkten aus erreicht werden könne. Die Bedeutung der Großstädte ist in der neueren Zeit erheblich gestiegen. Um so mehr werden wir Anlaß haben, den Kampf um den Geist der Großstädte als eine bleibende Hauptaufgabe der Inneren Mission zu bezeichnen.

Wir hören heutzutage häufig die Klage, daß das Land von der Inneren Mission übergangen und vergessen werde, und es ist hierin in der Tat zu wenig geschehen. Wenn daher neuerdings die Landmission in er-

freulicher Klarheit als eine weitere Aufgabe der Inneren Mission erkannt wird, so darf das nicht etwa den üblen Irrtum zeitigen, als wenn die Arbeit der Inneren Mission in der Großstadt ans Ziel gekommen sei, oder als unfruchtbar aufzugeben oder auch nur einzuschränken sei. Das hieße den begangenen Fehler dadurch gutmachen wollen, daß man einen weit schlimmeren Fehler macht, ja vielleicht den schlimmsten, den zurzeit die Innere Mission machen könnte. Es ist ja ein Irrtum, wenn wir es so ansehen, als hätte an irgendeinem Punkte in unserem Volke die Innere Mission das schon geleistet, wozu ihr Programm sie verpflichtete. Der Vortrag von Hauck auf dem Leipziger Kongreß für Innere Mission vor einigen Jahren hat uns gelehrt, wie, bemessen an dem Fortschritt des Bedarfes, die Innere Mission erschrecklich weit hinter ihren Aufgaben zurückgeblieben ist. Somit wird auf dem ganzen Gebiete, natürlich auch mit Einschluß der Großstädte, die Innere Missionsarbeit fortzusetzen sein, und zwar womöglich in verstärktem Grade. Dazu kommt jetzt die neu erkannte Aufgabe, die Innere Missionsarbeit auch auf das Land zu werfen. Diese Aufgabe soll ins Auge gefaßt werden als eine neu hinzukommende, nicht aber so, als wenn sie einen Ersatz für irgendeine Seite der bisherigen Arbeit darbieten könnte. Man kann die Aufgabe der Inneren Mission

wie jede kirchliche Aufgabe unter einem doppelten Gesichtspunkte ansehen. Man kann daran denken, daß Gott einzelne Seelen durch dieses Mittel gewinnt, und man kann wiederum daran denken, daß Gott ein geschichtliches Gesamtleben herstellt, das wie ein Sauerteig in die Volksseele hineingeht und sie allmählich durchdringt. Aber beide Gesichtspunkte fordern und ergänzen einander. Vom ersteren aus betrachtet, hat selbstverständlich die Landmission wie die Großstadtmission genau dieselbe Bedeutung, denn hier wie dort werden Seelen gerettet. Vom zweiten Gesichtspunkt her angesehen ist es fraglos, daß der Großstadtmission der Vorrang gebührt, denn hier werden die großen Kämpfe um die Volksseele geschlagen, hier werden die neuen beherrschenden Gesichtspunkte der Entwicklung geprägt, die auch für das Land maßgebend werden. Hierhin, wo die Entscheidung sich vollzieht und wo es sich um die Prinzipien handelt, ist also in erster Linie die Kraft der Inneren Missionsarbeit zu richten. Die Großstadtmission dient ja doch indirekt auch der Landmission. Aber nicht nur einen indirekten Dienst wird die Innere Mission dem Lande leisten sollen, sondern sie hat auch die Organisation und Durchführung der Landmission kräftiger und zielbewußter, als das bisher der Fall war, in die Hand zu nehmen.

Der Einfluß der Großstadt auf das Land

von

Johannes Wapler

Pastor in Leitersdorf (Mark).

▽▽▽

Wenn ich, meine hochgeehrten Damen, Herren und Brüder, heute als Referent über den Einfluß der Großstadt auf das Land vor Sie hintrete, indem ich der mich ebenso überraschenden wie ehrenden Aufforderung unseres Herrn Kursusleiters nachkomme, so tue ich dies nicht so, daß ich mich Fachmann oder Spezialist für diese Frage dünke, sondern nichts möchte ich lieber, als mit Ihnen zusammen lernen, prüfen, ergänzen, und nötigenfalls auch dies und jenes Urteil berichtigen. Die Mühe, welche es dem Veranstalter unserer Konferenz gemacht hat, gerade für dieses Thema einen Bearbeiter zu finden, zeigt deutlicher als alle Worte dies vermöchten, wie viel Brachland hier noch zu bearbeiten ist.

Verhältnismäßig leicht könnte ich mir nun meine Aufgabe gestalten, wenn ich Ihnen einen Extrakt aus der bisher erschienenen Literatur mit einigen Nutzanwendungen und Ergänzungen hier und dort böte. Meine hochgeehrten Damen und Herren, ich bin kühn genug, Ihnen

frank und frei zu gestehen, daß ich so träge war, kein einziges Buch, nicht mal eine Broschüre zu meinem Thema zu lesen. Wäre uns denn auch wirklich damit gedient, wenn ich wiederholte, was Berufenere vor mir schon oft genug nachgewiesen und betont haben, etwa, daß die Großstädte einem Krater oder gar einer Kloake gleichen, daß jede Originalität dort abstirbt, daß diese Wasserköpfe, sich selbst überlassen, bald aussterben würden, und dergleichen erbauliche Wahrheiten mehr? Ich denke, diese Vorkenntnisse bringt jeder von uns mit, auch ist jeder von uns in der Lage, etwa ihm fehlende Vorstudien durch Einsichtnahme in eine Fachbibliothek der Inneren Mission nachzuholen.

Mir schien es wichtiger zu sein, einen anderen Weg zu gehen, den der einfachen konkreten Beobachtung, um so mehr, als mir, der ich durch Geburt und Werdegang ein alter Berliner Junge bin, dieser Weg besonders zusagte. Um nicht einseitig zu urteilen, bat ich die Amtsbrüder meiner Diözese um kurze Unterberichte, und ich bekenne es dankbar, daß mir dadurch manch wertvoller Wink zugeflossen ist. Freilich machte ich auch die Wahrnehmung, daß von manchen Brüdern der so lebhafte, wenn auch hier und dort noch stille, verborgene Einfluß der Großstadt auf das Land noch nicht ernst genug genommen wird.

Beobachtungsgebiet ist also unsere Diözese Krossen I im Südosten der Mark, drei Bahnstunden von Berlin entfernt. Diese Synode liegt einerseits nahe genug an Berlin,

daß überhaupt ein großstädtischer Einfluß spürbar wird, und andererseits bietet sie durch ihre entferntere Lage an der schlesischen Grenze für unsere Untersuchung den Vorzug, daß wir den Prozeß großstädtischer Einflüsse noch im Werden verfolgen können. Ein weiterer Vorteil ist, daß Krossen I zwar vorwiegend ländlichen Charakter trägt, aber doch nicht so, daß wir es nur mit rein bäuerlicher Bevölkerung zu tun hätten. Wir haben in unseren Dörfern durchweg viel sogenannte kleine Leute, Land- und Forstarbeiter, Häusler, Schiffer, Handwerker, sogar Glasmacher. Gerade diese Kreise sind ja die gefährdetsten, weil ihre Beziehungen zu Berlin erfahrungsgemäß besonders zahlreich sind.

Woher kommt es nun eigentlich, diese Frage möchte ich noch vorweg nehmen, daß die Kleinstädte meist wenig Einfluß auf Art und Geist der ländlichen Bevölkerung ausüben? Unsere Kreisstadt Krossen z. B. bestimmt, wenn man von dem trefflich redigierten „Krossener Tageblatt" mit seinen 6000 Abonnenten absieht, den Charakter unserer Dörfer eigentlich sehr wenig. Was sich an städtischen Einflüssen in unsere Gegend hineinerstreckt, kommt höchstens via Krossen aus Berlin, aber selten von Krossen als Ausgangspunkt. Die Antwort, die ich fand, ist ebenso einfach, wie sie mir lehrreich erschien. Kleinstadt und Land gleichen zwei guten Bekannten, die sich gegenseitig in die Fenster gucken und deshalb einander nichts vormachen können. Jeder Teil kennt seine Vorzüge und die Schattenseiten des anderen. Ganz

anders wirkt Berlin. Berlin blendet, weil es an intimer Bekanntschaft fehlt. Lassen Sie mich hier gleich praktisch werden: Treiben Sie, meine hochverehrten Herren von der Stadtmission, Aufklärungsarbeit draußen, wo Sie eine offene Tür finden. Ihre neu aufgenommene Reisetätigkeit ist ein ungeheuer anbaufähiges Gebiet. Seien Sie auch nicht zu zaghaft, kommen Sie auch dann, wenn man Sie zunächst nicht haben will. Aber Ihre Aufklärungsarbeit muß eine kluge sein. Nicht immer nur Berlin hinstellen als das große Babel der Gottentfremdung, der Sittenlosigkeit und des Elends der Arbeitslosigkeit. Mancher denkt mit Recht, das alles wird ausgesucht nicht gleich mich treffen. Schildern Sie vielmehr recht oft den Durchschnittsbürger in Berlin, dem es scheinbar ganz erträglich geht, der manche Vorteile vor dem Lande voraus hat, der aber doch so manches entbehrt, wie gesunde Luft, fröhliches Austummeln der Kinder draußen, gemütliche Nachbarschaft, erquickende Berührung mit der Natur auch alltags und dergleichen mehr. Legen Sie auch den Nachdruck auf die wirtschaftliche Seite, lehren Sie die Leute an wirtschaftlichen Beispielen aus dem Leben rechnen, daß sie es merken, Berlin verdient, aber Berlin verbraucht auch. Gerade der letzte Wink ist so ungeheuer wichtig. Was lockt nach Berlin? Nur das Vergnügen? Ich sage nein, unsere Mädchen fahren sogar zum Teil deshalb wieder längere oder kürzere Zeit aufs Land zurück, weil sie bei uns mit Lustbarkeiten besser auf ihre Rechnung kommen.

Nach Berlin zieht in erster Linie der an Geld höhere Verdienst. Da muß unserem Landvolk vorgerechnet, ich sage gerechnet werden, daß unter besonderen Verhältnissen, z. B. bei Bauarbeitern, die Weib und Kind daheim in der Häuslerwohnung lassen, zeitweise ein sehr schöner Verdienst-Ueberschuß möglich ist, daß aber sonst ein Haushalt in Berlin Summen kostet, die ein Landmann nicht entfernt ahnt. Man schildert um so eindrucksvoller, je gerechter man Licht und Schatten verteilt!

Denn wenn wir heute von den Einflüssen der Großstadt auf das Land reden, so dürfen wir nicht übersehen, daß diese Einflüsse keineswegs durchweg ungünstige sind. Wer von uns möchte die Großstädte mit ihrer ins höchste gesteigerten Kultur, mit ihrer Intelligenz, mit ihrem rastlosen Vorwärtsstreben missen? Mit mir freuen sich auch viele andere Herren aus unserem Kursus, daß sie wieder einmal in Berlin weilen. Was wir aber erreichen möchten, ist dies, daß diese gesunden Kulturwerte der Großstadt möglichst auch unseren Dörfern zuteil würden. Dann brauchten wir Berlin viel weniger, und dem ungesunden Wachstum des großen Wasserkopfes wäre eine heilsame Schranke gezogen. Meine Herren von der Stadtmission, Sie helfen sich und uns, wenn Sie die Bestrebungen Sohnreys und der neueren Dorfmission so kräftig wie möglich unterstützen. Verbreiten Sie mit uns die Erkenntnis, daß auf dem Lande unbeschadet der bäuerlichen Eigenart

noch ein gewaltiger Kulturfortschritt möglich ist. Raten Sie, wo Sie können, rufen Sie mit uns den Staat auf, daß er noch weit, weit mehr für die kleinen ländlichen Kommunen tut, die bei meist 200 Prozent Kommunallasten sich nicht selbst helfen können, und Sie werden gleichzeitig einen guten Schritt in Ihrer eigenen Arbeit vorwärts tun. „Nöte des Landes" wäre vielleicht für manche großstädtische Konferenz ein recht segensreiches Vortragsthema. Stadt- und Dorfmission sollen nicht Gegensätze werden, sondern in rechter Solidarität miteinander arbeiten. Sie können uns und wir Ihnen erhebliche Dienste leisten. Ich glaube z. B. ganz sicher, daß mancher Vertreter der Dorfmission gern auf Familienabenden über ländliche Fürsorge usw. sprechen würde. Die Erkenntnis, daß überspannte Großstadtkultur etwas Ungesundes ist, muß auch in der Großstadt selbst noch weit mehr verbreitet werden. In der Großstadt eine Reaktion gegen das Unnatürliche der Großstadt, auf dem Lande eine Assimilierung gesunder Kulturfortschritte, in diesen wechselseitigen Beziehungen können wir uns die Hand reichen zu gemeinsamer Arbeit.

Nachdem wir in diesem kleinen Exkurse offen zugegeben haben, daß die Großstadt dem Lande manch' wertvolles Kulturgut zu vermitteln hat, können wir nun um so freimütiger von den schädlichen Einflüssen großstädtischer Kultur reden, die doch überwiegen. Wenn die „Innere Mission", die helfen,

heilen, retten will, ein solches Thema wie das meinige stellt, so denkt sie wohl auch vorzugsweise an die verderblichen Sitten des Einflusses. Immerhin werde ich gern bei Gelegenheit auch einige Lichtseiten der Einwirkung streifen.

Der schlimmste Einfluß, der sich aus den Großstädten immer mehr auch in die abgelegensten Dörfer hineinerstreckt, ist der Geist der Unkirchlichkeit, der materialistische Sinn unserer Zeit. Die Gerechtigkeit zwingt freilich zu dem Zugeständnis, daß verborgener Materialismus schon von Natur in manchem Landmann steckt. Wer die hochinteressanten Veröffentlichungen über bäuerliche Psychologie in den letzten Jahrgängen der „Dorfkirche" und der „Evangelischen Freiheit" verfolgt hat, was einem jeden, der zu unserem Thema Stellung nehmen will, nur ernstlich anzuraten ist, wird dies wissen. Aber dieser Geist verbarg sich, schämte sich seiner selbst, weil er zu isoliert auftrat, er brach sich an der Macht kirchlicher Sitte. Diese alte väterliche Tradition ist auch heute noch auf dem Lande ein höchst wertvoller Faktor zur Erhaltung der Religiosität. Weiß ich doch von zwei großen Oberdörfern unserer Synode mit vielen organisierten Schiffern genau, daß dort trotz lebhafter Agitation der Sozialdemokratie die äußere Kirchlichkeit bis heute nicht abgenommen hat. Die Schiffer sind eben durch Familienbande, durch Haus und Hof so eng an diese Orte gebunden, daß sie sich bei ihrer Heimkehr sofort wieder der dörflichen Sitte fügen. Auch von meinen Glasmachern, die höchst scharf organisiert sind, muß ich berichten,

daß sie zwar den Kirchenbesuch aufgegeben haben, jedoch alle Amtshandlungen, auch die Einsegnung der Wöchnerin, nach Ortsbrauch begehren. Die Familienbande mit den Einheimischen, die stete Berührung mit der übrigen Bevölkerung, sind auch hier bisher noch stärker gewesen, als der Wille der großstädtischen Agitatoren. In diesen segensreichen Bann gut kirchlicher Ueberlieferung werden sogar in vielen Dörfern die zahlreichen Sommergäste hineingezogen, die alljährlich das Land überfluten, und die daheim in Berlin vielleicht kaum ihr Gotteshaus von innen gesehen haben. Und endlich, was mich immer am meisten freut, Großstädter, die aus irgendeinem Grunde des Erwerbes, als Gutspächter oder der Invalidität halber, sich auf dem Lande ansiedeln, können sich zum großen Teil dem Einfluß der Sitte nicht entziehen, sie werden Kirchgänger und sind es mit der Zeit ganz gern. „Du, weißt du," so belehrte neulich bei mir ein schon einheimisch Gewordener seinen eben aus Berlin zugezogenen früheren Kollegen, „hier geht das nicht so wie in Berlin, hier tun dich die Leute verachten, wenn du nicht zur Kirche gehst!" Manche Großstädter z. D. und a. D. sind freilich unbekehrbar, ein Amtsbruder klagt z. B. darüber, daß bei ihm ein Gastwirt aus Rixdorf und ein Feuerwehrmann aus Berlin kirchlich indifferent blieben und dem Orte nur zu einem Radfahrer- und Lotterieverein verholfen hätten. Doch immerhin: die Macht der Ortssitte ist groß, und Neulinge in der Seelsorge können sich oft kaum mehr an ihren Gemeinden ver-

sündigen, als wenn sie in falschem Neuerungsdrang gegen irgendwelche alte Sitten unbedenklicher Art kämpfen. Besser Gewohnheitschristentum als gar kein Christentum — dies gegen diejenigen, denen eine große unkirchliche Stadtgemeinde mit ein paar gläubigen Gemeinschaftskreisen lieber ist, als eine Landgemeinde, in welcher die Gewöhnung aus Väter Zeiten her vorzugsweise die Kirche füllt.

Aber die Macht kirchlicher Sitte soll uns doch nicht blind machen gegen die zahlreichen Einwirkungen zur Unkirchlichkeit, die von der Großstadt aus unseren Boden unterminieren. Das Wörtchen „noch" ist ein böses Wort, weil es vom Zweifel bestimmt ist, jedoch als Warnungswort hat es seine Berechtigung; noch sind unsere Landgemeinden kirchlich, noch hält sich der Kirchenbesuch einigermaßen bei uns auf der alten Höhe. Aber schon merken wir hier und dort eine leise Abnahme der alten Durchschnittsziffer, und die Anzeichen mehren sich, daß die altererbte Sitte kein absolut sicherer Damm ist gegen die modernen unkirchlichen Einflüsse. Wie dem deutschen Fabrikarbeiter die Maschine seine Welt umgestaltet hat, und seine Weltanschauung mit, rasend schnell, so wird das barometrische Minimum der Glaubensnot sich auch allmählich in die bäuerlichen Kreise schieben.

Da ist in erster Linie die Presse aus den größeren Städten, die den Geist des Materialismus auch in die entferntesten Dörfer trägt. Wir hier im Krossener Kreise haben durch die starke Verbreitung des schon erwähnten „Krossener Tageblattes" noch einigermaßen günstige Verhältnisse, immerhin

bringt auch bei uns die liebliche „Morgenpost“ schon zahlreich in manches Dorf hinein, die roten Kalender finden ihren Weg in jedes Haus, und die mir besonders innig befreundete „Märkische Volksstimme“ samt dem ebenso prächtigen „Hafenarbeiter“ müssen von vielen Organisierten gelesen werden. Wer diese Blätter mit ihren ständigen Verdächtigungen positiven Christentums und ihrem oft wüsten Schimpfen auf Kirche und Pfaffen regelmäßig genießt, dessen Gesinnung muß unausbleiblich mit der Zeit bis in den Grund verdorben werden. Es ist auch bezüglich liberal parteiloser Blätter wie die „Morgenpost“ zu optimistisch gedacht, was ein älterer Bruder schreibt, daß diese Zeitungen mehr auf die formale Bildung als auf Gesinnung und Sittlichkeit einwirkten. Das beste Gegenmittel ist eine gute, täglich erscheinende Lokalzeitung mit interessanter Berichterstattung aus allen Dörfern, aber auch mit einem fesselnden politischen Teil. Nach solchem Lokalblatt, ich rede aus meiner eigenen Erfahrung, greift man frühmorgens eher als nach der langatmigen Berliner Tageszeitung! Meine Herren Brüder aus den Dörfern, werden Sie Berichterstatter für Ihre Lokalblätter, und Sie arbeiten auch dadurch den verderblichen Einflüssen aus der Großstadt entgegen. Ueberlassen Sie diese Tätigkeit nicht inferioren Persönlichkeiten. Ob die Sonntagsblätter usw., die ich selbst bis zu 100 Exemplaren verbreite, allzuviel helfen, ist mir oft zweifelhaft. Sie sind noch immer zu uninteressant geschrieben,

die berühmten „frommen Anekdötchen" überwiegen über wirklich feste Speise. Ich will aber einen Wandel zum Besseren gern zugestehen.

Zum Einfluß der großstädtischen Presse kommt die Wirkung der sozialistischen Agitation. Alle Augenblicke redet bald hier, bald dort, zunächst noch in den größeren Dörfern, ein Sendling der Genossen unter freiem Himmel. In der offiziellen Rede behandelt man die Kirche sehr vorsichtig, sucht höchstens etwas Mißtrauen zu wecken, was aber in stiller Wühlarbeit geschieht, entzieht sich jeder Kontrolle. Besonders bedenklich ist es, wenn es den Sozialdemokraten gelingt, einen ländlichen Handwerker in eine Gewerkschaft hineinzubringen. Diese organisierten Leute werden mit Sicherheit dem religiösen Leben entfremdet. Welch ein Unterschied in dem kirchlichen Verhalten besteht z. B. zwischen den Maurern meiner Parochie, die sich noch treu zu Gottes Wort halten, obwohl sie fast alle längere oder kürzere Zeit in Berlin gearbeitet haben, und den Maurern eines größeren Oberdorfes, deren Kirchenbesuch immer mehr abnimmt. Und warum? Die ersteren können, weil es Arbeit genug in der Umgegend gibt, sich vom Verbande frei halten, während die letzteren dem Zwange der Organisation nicht entgehen konnten! Unterstützen wir nach Kräften die christliche Gewerkschaftsbewegung, deren Erstarkung mit den besten Damm gegen die unkirchliche rote Flut in Großstadt und Land bilden würde.

Zu diesen Einflüssen mehr sachlicher Art, die von der Großstadt her verderblich wirken,

kommen die zahlreichen persönlichen Berührungen mit Berlin, die sich doch recht bemerkbar machen. Fast jedes Haus auf dem Lande hat irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen mit Berlin. Da muß doch mit der Zeit etwas von der Unkirchlichkeit der Großstadt aufs Land abfärben. Die Dienstmädchen, wenn sie in der Heimat auf Urlaub weilen, erzählen von ihren Herrschaften, die keinen Sonntag kennen. Frühere Landbewohner kommen wieder einmal in ihrem alten Dorfe zu Besuch und werben für Aufklärung und Freiheit. Ein Amtsbruder berichtet mir z. B. von einem früheren Gutsstellmacher, der gleich seiner Frau, einer Kossätentochter, in Baumschulenweg fanatischer Sozialdemokrat geworden ist und nun natürlich, so oft er zu Besuch kommt, für seine Sache Anhänger wirbt. Soldaten, die in Berlin dienen, werden dort klug gemacht, daß es auch ohne Kirche geht. Maurer, die in Berlin arbeiten, Schiffer, die in Großstädten anlegen, sie alle werden doch in ihrer religiösen Haltung mehr oder minder ungünstig beeinflußt. Am unangenehmsten sind manche Großstädter, die auf dem Lande vorübergehende Gastrollen geben. So z. B. manche Jagdpächter — eine Klage, die in den Berichten der Brüder häufig wiederkehrt — die die Stille des Sonntags stören und auch sonst in ihrem Sprechen und Tun nicht vorteilhaft auffallen, so etwa Beamte eines industriellen Betriebes mitten auf dem Lande, die sich durch grobe Unkirchlichkeit hervortun. Solche Großstädter, die ansässig werden,

wie z. B. Rentenempfänger und dergleichen, sind meist, wenn sie nur einigermaßen geschickt angefaßt werden, für die Kirche zu gewinnen. Wichtig scheint mir, daß man auch gebildete Großstädter, die aufs Land verschlagen sind, etwa Gutsbesitzer und Beamte, kirchlich interessiert. Es gibt Fälle in unserer Synode, in denen dies überraschend nett gelungen ist. Solch ein ehemaliger Großstädter, der vor allen Leuten seine religiöse Ueberzeugung vertritt, ist natürlich ein Juwel für das Land. Um die ungünstigen Einflüsse der persönlichen Beziehungen mit Berlin auf das kirchliche Leben ein wenig aufzuheben, scheinen mir weiter die Heimatsabende recht empfehlenswert, die manche Amtsbrüder bei gelegentlichem Aufenthalt in Berlin regelmäßig veranstalten. Diese Abende bieten schöne Gelegenheit, kichlichen Sinn bei den Abgewanderten zu erhalten und, wenn nötig, zum Segen für alle Teile, auch der Heimatdörfer, wieder zu wecken. Ich bin überzeugt, daß die Stadtmission gern zur Arrangierung solcher Abende hilfreiche Hand bieten wird. Ich selbst habe dergleichen noch nicht probiert, stimme aber jenem Amtsbruder von Herzen zu, der auf unserm letzten Konvent äußerte: „Wenn ihr nach Berlin kommt, dann besucht doch nicht nur immer allerlei Konferenzen oder befreundete Amtsbrüder oder gar streberhaft Konsistorialräte und Generalsuperintendenten, sondern bekümmert euch auch etwas um eure ehemaligen Gemeindeglieder!“

Selbstverständlich kommen nun durch diese Kanäle mehr sachlicher oder mehr persönlicher

Art, die wir eben schilderten, nicht nur unkirchliche Einflüsse ins Dorf. Die Großstädte sind ja nach der anderen Seite auch Zentren eines so intensiv tätigen Christentums, wie es das Land mit eigener Kraft gar nicht hervorbringen kann. Das Werk der Heidenmission, das vielseitige Wirken der Inneren Mission ist in dem Maße, wie es heute vor unseren Augen steht, ohne die Konzentration gläubigen Christentums in den Großstädten undenkbar. Und wir wissen alle ganz genau, welch ein Segen, welch eine befruchtende Glaubenskraft von diesen Anstalten der Aeußeren und Inneren Mission auf manch laue, der Erweckung bedürftige Landgemeinde überströmt. Aber alles in allem genommen bleibt es doch dabei: die kirchen- und christentumsfeindlichen Einflüsse aus der Großstadt überwiegen. Ein im Kern doch so ungesunder Organismus, wie eine moderne Großstadt ihn darstellt, muß leider nach jeder Richtung vorwiegend ungünstig wirken.

Denselben Eindruck gewinnen wir, wenn wir uns nun einem zweiten großen Gebiete zuwenden, den sittlichen Einflüssen von der Großstadt her. Gewiß, auch die Großstadt hat in sittlicher Beziehung ihre guten Seiten. Ich glaube z. B., daß nirgendswo der Prozentsatz wirklich keuscher Bräute ein so hoher ist, als in dem guten Mittelstande, vor allem dem Beamtenstande Berlins. Ferner geht dort Kirchlichkeit und Sittlichkeit Hand in Hand, was man vom Lande nicht immer sagen kann. Ueber-

haupt sind unsere Dörfer durchaus nicht von lauter Tugendspiegeln bewohnt, wenn es auch nicht ganz so schlimm stand, wie es Wagners bekannte Broschüre hinstellt. Aber die Unsittlichkeit auf dem Lande war bisher naturwüchsiger, mit bedingt durch den ungezwungenen Verkehr der Geschlechter während der Arbeit, durch mangelnde Aufsicht in den Abendstunden, durch die Dunkelheit der Dorfstraße, durch die Beobachtungen bei der Fortpflanzung der Tierwelt, durch das Ueberwiegen der Körper- über die Geisteskräfte. Ein regelmäßiger Prozentsatz unehelicher Kinder bewies, daß alles natürlich zuging. Aber jetzt? Lachen Sie nicht, meine verehrten Anwesenden: man freut sich beinahe schon, wenn es einmal eine uneheliche Geburt ins Kirchenbuch einzutragen gibt! Wo uneheliche Geburten überhaupt noch vorkommen, da haben die Mütter das Kind vielfach in der Großstadt von solchen Vätern empfangen, die eine Heirat nicht fürchten brauchten. Tritt deshalb, was immer seltener vorkommt, ein unehrliches Brautpaar, das schon ein Kind hat, vor den Altar, dann möchte man fast eher loben als schelten, weil sie besser, soll sagen ehrlicher, waren als andere. Denn wie steht es? Mancher Familienvater hat es mir schon geklagt, man wird nachgerade ausgelacht, wenn man viele Kinder hat. Schon gibt es auf dem Lande hin und wieder Ehen, in denen wunderlicher Weise überhaupt keine Kinder gezeugt werden. Oft dauert es nach der Hochzeit merkwürdig lange, bis das erste Kind geboren wird, wenn auch natürlich auf der an-

deren Seite gerade bei ersten Kindern manch angebliche Frühgeburt zu verzeichnen bleibt. Endlich mehren sich jene traurigen Fälle, daß man von einem jungen Mädchen munkeln hört, es wäre etwas mit ihr los, und plötzlich nach einem Besuch bei Verwandten in Berlin ist alles wieder still. Meine verehrten Damen und Herren, ich kenne manche Frau, die ihr Leben lang von den Nachwirkungen solcher Kuren zu leiden hat, andere Amtsbrüder erzählen sogar von rätselhaften Todesfällen. Ist's ein Wunder, daß wir solches berichten müssen, wenn z. B. in einem größeren Dorf unseres Kreises in jedes Haus Anpreisungen von Geheimartikeln und dergleichen hineinkamen? Denken wir weiter an den Einfluß der in Großstädten verlebten Soldatenzeit, an die Dienstbotenjahre so manchen Mädchens in Berlin, an die Erfahrungen, welche Handwerker und Schiffer dort sammeln, an die Aufklärungen, die Fremde, z. B. Jagdpächter, den Einheimischen geben, und wir werden begreifen, wie furchtbar klug unser Jungvolk wird. Ja, darin liegt der schlimmste Einfluß Berlins in sittlicher Hinsicht, daß die Natur, wenn auch die strafwürdige, sündige Natur, verkehrt wird in die raffinierte Unnatur. Sie fehlte früher auf dem Lande bei aller sonstigen Zügellosigkeit in der Beherrschung der Triebe. Darum richten wir an die inneren Missionsleute der Hauptstadt die herzandringende Bitte: bekämpft noch weit schärfer als bisher die öffentliche oder briefliche Anpreisung von Mitteln zur Verhütung der Konzeption, beachtet noch weit

genauer die Anzeigen und die ganze Tätigkeit der weisen Frauen! Von den Großstädten her haben wir auch etwas in unsere Dörfer bekommen, was es früher kaum gab: Geschlechtskrankheiten. Besonders manche Schifferdörfer klagen schon recht darüber.

Wir kommen nun zu dem letzten großen Gebiet, mit dem sich unser Referat beschäftigen soll, zu den sozial-wirtschaftlichen Verhältnissen. Wir wollen uns hier die Sache nicht unnütz schwer machen, sondern bringen in bunter Reihenfolge, was hier an Einflüssen der Großstadt auf das Land zu vermerken ist. Wer denkt nicht zunächst an das traurige Kapitel der Landflucht! Auch unser Kreis Krossen gehört trotz des Geburtenüberschusses zu denen, deren Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten abgenommen hat. Auch bei uns finden sich immer mehr statt der einheimischen Landarbeiter die fast sprichwörtlich gewordenen Galizier. Die Ursachen sind dieselben wie überall, so daß sich hier ein genaues Eingehen erübrigt. Lehrreich erschien mir aber, daß ein Nachbardorf von mir ausdrücklich über solche Abwanderung nach der Großstadt nicht klagt. Und warum? Es wäre genug Arbeitsgelegenheit vorhanden, und reichlicher Verdienst winkte. Vor allem sind auch längs der Krossener Chaussee gute Baustellen. So dehnt sich, wie ich stets mit Interesse beim Durchfahren feststelle, der Ort. Was hilft also gegen die Landflucht? Arbeitsgelegenheit, z. B. durch den ländlichen Industriebetrieb einer Schneidemühle (wohlver-

ſtanden handelt es ſich keineswegs um ein ſogenanntes Induſtriedorf!), und vor allem innere Koloniſation! Ueber letztere wird auf dieſem Kurſus noch beſonders gehandelt, ſo daß ich darüber kurz hinweggehe. Nur das ſage ich: gerade unſere höchſten Herrſchaften haben noch wenig Gefühl für die Wichtigkeit dieſer Einrichtung. Ich weiß von manchem hochfürſtlichen Magnaten, der lieber einſchont als koloniſiert. Dieſe Herren ſind zu ſehr abhängig von ihrer bureaukratiſchen Verwaltung, die allmächtig ſchaltet. Auch ſollten ſie nicht immer vornehm abwarten, bis man an ſie herantritt, ſondern, getragen von einem weit größerem Verantwortlichkeitsgefühl, als ſie zurzeit haben, von ſelbſt etwas tun. Die Stadtmiſſion möge uns auch hier unterſtützen, daß ſie mit ihren weitverzweigten Verbindungen den Gedanken innerer Koloniſation praktiſch verbreiten hilft. Ein eigen Häuschen ſchützt doch recht gegen das Locken des Berliner Aſphalts. Zur Bekämpfung der unheilvollen Landflucht kann außer der bereits erwähnten Aufklärungsarbeit und der ebenfalls ſchon berührten Sohnreyſchen Wohlfahrtspflege vor allem auch die ländliche Fortbildungsſchule manches beitragen. Seit vier Jahren unterrichte ich darin je drei Stunden wöchentlich und kann nur ſagen, daß man durch dieſe Arbeit (auch ohne obligatoriſchen Religionsunterricht e. v.) recht günſtig, aufklärend und mahnend, fördernd und gewinnend auf die Jugend einwirken kann. Leider halten ſich die Paſtoren noch ſo ſehr

davon zurück, sie beanspruchen wohl die Leitung, leisten aber in der eigentlichen Mitarbeit bisher herzlich wenig. Die Beschlüsse des Königsberger Pfarrertages in dieser Sache, die wenig tiefere Sachkenntnis verrieten, haben mir wenig zugesagt. — Auf die recht segensvolle Arbeit der ländlichen Genossenschaften näher einzugehen, versage ich mir, weil uns das in diesem mehr orientierenden Referate zu weit abführt. Vorzüglich ist Pfarrer Asselmanns Abhandlung in der April-Nummer der „Mitteilungen aus der Inneren Mission".

Mit der Landflucht hängt die Gesindenot eng zusammen. Welch ein Umschwung gegen einst! Früher für billiges Geld zu allen Zwecken tüchtige Mädchen, jetzt für das Vieh z. B. nicht einmal für 70, 80, ja 100 Taler brauchbare Dienstboten. Die Großstadt, die vorzugsweise Handlungsgehülfinnen, Tippfräuleins, Fabrikmädchen und dergleichen hervorbringt, raubt uns immer mehr das weibliche Dienstpersonal. Höchstens daß Guts- und Pfarrhäuser den Vorzug haben, die noch recht unbeholfenen, eben konfirmierten Landmädchen anzulernen, dann verschwinden sie im Bewußtsein ihrer Begehrtheit nach Berlin. Besondere Klagen werden auch über die reichen Stadtjuden laut, die durch hohen Lohn und gute Behandlung manches tüchtige Mädchen vom Lande fortlocken. Wie weit das anspruchsvolle Wesen mancher Dienstboten auf dem Lande unter dem Einfluß großstädtischer Arbeitsverhältnisse schon gediehen ist, dafür ein höchst ergötzliches, Wort für Wort wahres Bei-

spiel, das fast wie eine gut erfundene Anekdote anmutet: Ein Pfarrer westlich von Krossen hat ein Mädchen, das schon in die Fabrik gegangen war. Nachmittags um 6, Sonntags sogar schon um 2 Uhr sollte Feierabend sein, für weitere Arbeitszeit müßten besondere „Ueberstunden" bezahlt werden. Stiefelputzen und gar gewisse Geschirre reinigen, paßte nach Ansicht dieses Juwels und ihres Herrn Papas besser für die Töchter des Hauses, die doch auch „nichts Besseres" seien. — Auch hier wieder kann uns die Großstadt-Mission etwas helfen. Man verbreite die Einsicht, daß der Dienstbote, wenn er sich die freie Station richtig rechnet, gegen manche feine Kontoristin gar nicht übel dasteht, daß der Dienst oft die beste Schule für die Ehe ist, wie ja auch die Heiratsstatistik für die Dienstmädchen recht günstig ausfällt, und so wird man dazu beitragen, daß wieder mehr Mädchen aus der Stadt selbst in einen Dienst treten.

Wie im speziellen die Gesindelöhne, so sind auch alle anderen Arbeitslöhne unter der Einwirkung der Großstadt ganz erheblich gestiegen. An sich stehe ich dieser Erscheinung nicht so unsympathisch gegenüber, weil ich auch darin ein wirksames Mittel gegen die Landflucht sehen möchte, daß Industrie- und Agrarlöhne wenigstens relativ auf gleicher Höhe stehen. Aber bei der noch herrschenden Leutenot wird doch auch bei recht minderwertigen Kräften anspruchsvolles Wesen dadurch großgezogen. Gebrechliche Menschen, die in Berlin niemand mehr ein-

stellen würde, dürfen noch hohe Lohnforderungen wagen. Der Buhnenbau an der Oder beschäftigt z. B. direkte Krüppel zu recht anständigen Lohnsätzen. Ob es dem Landarbeiter wirklich heilsam ist, daß die meisten Naturalleistungen durch Geld abgelöst sind, bezweifle ich. Der tatsächliche, besonders der haushälterische Wert der Naturalien läßt sich oft gar nicht durch Geld ausgleichen. Es tritt auch zuweilen im Etat der Leute eine ungünstige Verschiebung ein, zwischen den Ausgaben für Vergnügen, Putz und Prunk und den Aufwendungen für den Lebensunterhalt. Milch, Butter, Korn, Fleisch werden, in natura geliefert, gern verbraucht, ob sie jedoch immer in rechter Menge gekauft werden, ist eine andere Frage.

Durch die vielen Beziehungen zu Berlin, durch den vermehrten Verdienst ist natürlich die gesamte Lebensführung und Lebensart der ländlichen Bevölkerung mehr oder minder beeinflußt worden. Einerseits gewiß in günstiger Weise. „Die äußere Politur" hebt sich, wie mir ein Amtsbruder schreibt. Der Sinn für Behaglichkeit des Heims, äußere Ordnung nimmt zu, manche Rückständigkeit wird beseitigt, gesundem Fortschritt Bahn gemacht. Die Kinder solcher Familien, die öfters irgendwie mit der Großstadt zu tun haben, zeichnen sich nicht selten vor den anderen durch geweckteres Wesen aus, was z. B. bei Schifferkindern oft beobachtet wird. Wir wollen uns deshalb Elemente aus der Großstadt, die in dieser Richtung günstig wirken, in unseren Dörfern

gern gefallen lassen. Bei uns lebt z. B. ein wegen Nervenschwäche früh pensionierter Kassenbote, der uns, nachdem er sich in der gesunden Landluft wieder erholt hatte, zu einem Spar- und Darlehnskassenverein und zu einer freiwilligen Feuerwehr verholfen hat. Wir müssen diese Leute nur im Auge behalten, daß sie auch kirchlich interessiert werden, was bei einigem Geschick des Pfarrers in der Menschenbehandlung meist gar nicht so schwer ist.

Aber auch hinsichtlich der Lebenshaltung gilt es, daß die ungünstigen Einflüsse überwiegen. Wo ist die frühere Schlichtheit geblieben, daß man selbstgesponnene und -gewebte Sachen trug, daß man harmlos vergnügt mit wenig Kosten auf dem Dorfanger tanzte? Die Neigung zu Putz und Staat steigt noch immer beängstigend. Nur die alte Generation kommt noch schlicht in der alten schwarzen Kirchenkleidung, die so feierlich wirkte. Die jungen Burschen tragen graue, moderne Anzüge, und von den Blusen und Hüten der Mädchen schweigen wir lieber. Die zweiten Feiertage sind zu Paradetagen geworden, an denen der neue Putz in der Kirche zur Besichtigug ausgestellt wird. Die in Berlin dienenden Mädchen tun sich dabei besonders hervor, auch gedenke ich hier des ungünstigen Einflusses der vielen Handelsfrauen, die aus Ramschbasaren billigen Schund aufkaufen und ihn dann in den Dörfern verbreiten. Was sich gegen diese Einwirkungen häßlicher Stadtmoden tun läßt, die unsere Landmädchen mehr entstellen als schmücken, weiß ich, offen gestanden, nicht recht.

Der Fluch der Lächerlichkeit scheint mir noch eines der besten Mittel dagegen zu sein, und — das eigene Vorbild des Pfarrhauses. Die Zeit wirklicher Volkstrachten ist aber wohl endgültig vorüber. Auch gegen die Neigung zu übertriebener häuslicher Akkuratesse, die aus manchen Beamtenfamilien der Stadt auf kleine dazu geeignete Haushaltungen des Landes abfärbt, habe ich ein gewichtiges Bedenken. Alles möchte wie aus dem Ei gepellt sein, hübsche Deckchen und Handarbeiten sollen die städtischen Möbel schmücken, nun, da bleibt kein Raum mehr für fröhliche, wilde Rangen, die nicht nur draußen, sondern auch in den Stuben vergnügt umhertummeln wollen. Die kleinen Beamtenfamilien mit nur einem Kind, das ähnlich wie die Möbel ausgeputzt wird, mehren sich auch draußen auf dem Lande. — Ueber die zunehmenden Vergnügungen könnte man ein endlos Klagelied singen! Es gibt schon Sylvester-, Masken-, ja Damenbälle, fehlt nur noch ein Witwenball! Wehe dem, der Dienstboten halten muß. Ihm bleibt an solchen Tagen weiter nichts übrig, als selbst die abendliche Arbeit zu tun und etwaige Besuche zu verschieben, damit das Frl. Magd tanzen kann. Gibt's nicht öffentlichen Tanz, dann macht es eben ein Verein. Manche Vereine, deren Zahl auch bedenklich wächst, sind eigentlich nur zu dem Zweck gegründet, dem Gastwirt „geschlossene Gesellschaften" zu veranstalten, zu denen natürlich das ganze Dorf säuberlich eingeladen wird. Hier liegt ein Krebsschaden vor, gegen den auch unser Kursus

seine Stimme erheben sollte. Stellen wir doch einmal den Antrag, daß gesetzlich als „geschlossene Gesellschaft" nur solche Veranstaltung gilt, in denen auf jedes Mitglied exkl. Frau und Kinder etwa zwei Gäste kommen. Es ist nachgerade ein Elend mit den „geschlossenen Gesellschaften". Wie weit diese zunehmende Vergnügungssucht unter dem Einfluß der Großstadt steht, ist ein strittiges Problem. Ebenso viel Schuld daran trägt zweifellos die moderne Entwicklung des Gastwirtsstandes, der auf dem Lande aus einem Nebenberufe zu einem Hauptberuf geworden ist. Da unter dem stillen Einfluß der Aufklärung der wochentägliche Gasthausbesuch zum mindesten nicht zugenommen hat, müssen es eben die Vergnügungen bringen! Und wie unglaublich geschmacklos sind oft diese Vergnügungen! Trinken, Tanzen, Couplets, bestenfalls öde Theaterstücke der Firma Bloch, das ist das übliche Programm. Hier läßt sich noch sehr viel zur Geschmacksveredelung tun. Die Bestrebungen, Heimatsabende zu pflegen, Heimatsstücke zu schaffen, verdienen unsere wärmste Unterstützung. Vor mir liegt z. B. ein Theaterstück „Bauernblut" von Pastor Oels in Würgsdorf, dessen erster Akt in vorzüglicher, recht humorvoller Weise mit wohlgelungenem Platt, eine schlesische Spinnstube vorführt. Stellen wir uns mit unseren ländlichen Vereinen möglichst gut, damit wir einen Einfluß auf das Programm ihrer Feste haben. Man hört unseren Rat gern, wenn wir nicht bloß Kritiker, die die Nase rümpfen, sondern teilnehmende und helfende Sachkenner sind. Die

Geschmacklosigkeit und Leere großstädtischer Vergnügungen muß aus unseren Dörfern wieder heraus. Dieser Kampf ist leichter als der gegen den Putz! Da wir gerade von der Geschmacklosigkeit reden, kann ich mir nicht versagen, eine Anekdote einzuflechten. In einem unserer größeren Dörfer wird ein jüngerer Mensch begraben, der vorher eine Zeitlang Arbeiter in Berlin war. Bei seinem Begräbnis war ein Deputierter aus Berlin zugegen mit einem Riesenkranz, der die Aufschrift trug: „Gewidmet vom Rauchklub „Grüne Quaste".“ So geschmackvoll dekoriert die Großstadt unsere Begräbnisse.

Die soziale Scheidung einzelner Stände, die in der Großstadt so ausgeprägt ist, findet sich in den Dörfern unseres Kreises noch verhältnismäßig wenig. Bauer und Tagelöhner sitzen bei mir einträchtig auf einer Bank, wohl auch deshalb, weil sie beide nicht überreich auf unseren mageren Böden mit Gütern gesegnet sind. Das ist erfreulich, weil man die Leute leichter einig bekommt, hat aber gerade im Blick auf die Sozialdemokratie, die sich werbend an alle wendet, gewisse Bedenken. Von den einzelnen Ständen, die sich im Dorfe vorfinden, noch ein besonderes Wort über den Handwerkerstand. Er hat von der Großstadt manches gelernt, haben wir doch in einem Dorfe eine Tischlerei mit Maschinenbetrieb, die sogar in einen prinzlichen Haushalt liefert. Andererseits stelle ich aber gern fest, daß das ländliche Handwerk sich je länger je mehr wieder auf seine Eigenart besinnt, und meines Erachtens durchaus noch eine Zukunft hat.

Nicht nur Bäcker und Fleischer, sondern auch Schmiede, Stellmacher, Tischler, Sattler, Zimmerleute, Maurer, Schneider, finden ihr gutes Brot. Schlechter geht es den Schuhmachern, soweit sie Maßarbeit treiben wollen, weil man gute Stiefel jetzt fast überall preiswert fertig kauft. Möge die „Innere Mission" auch der Handwerkerfrage erhöhte Beachtung zuwenden.

Wir schließen unser Referat mit einem sehr prosaischen Stück, nämlich mit dem Essen. Wie steht's mit der oft erwähnten Unterernährung? Unser Kreis ist weit genug von Berlin entfernt, daß er davon noch nichts merkt, die Produkte werden meist am Ort der Herstellung auch verzehrt. Immerhin bezweifle ich stark, daß unsere Landleute die notwendige Menge an Stickstoff und Kohlenhydraten genießen, aber sie bleiben doch gesund, sind zäh zur Arbeit und werden alt. Das ist doch wohl die Hauptsache! So predigt das Land dem verwöhnten Magen der Großstädter bisher noch Genügsamkeit. Möchte es noch lange so bleiben.

So sind wir denn am Ende. Eine bunte Reihe von Bildern, Beobachtungen, Anregungen, Mahnungen zog an Auge und Ohr vorüber. Ob ich alles gebracht habe? Nun ein Bruder schließt seinen für mich bestimmten Unterbericht mit den Worten: „Ein Narr gibt mehr als er hat!" Was ich hatte, sah, beobachtete, was mich innerlich zustimmend oder ablehnend bewegte, bot ich Ihnen, mir wohl bewußt, daß ich manche Fragen mehr anschnitt, als fertig löste. Nun tragen Sie, meine hochverehrten Damen und Herren, in

der Diskussion noch recht viel Bausteine hinzu, dann werden Sie auch mithelfen, daß heute wenigstens durch uns zustande kommt, ein recht günstiger Einfluß der Großstadt auf das Land!

Die Apologetik auf dem Lande

von

Hans von Lüpke

Pastor in Thalbürgel, Thüringen.

▽▽▽

Es ist schon oft gesagt worden, daß im letzten Grunde die Landfrage eine religiöse Frage ist. Mit jeder landwirtschaftlichen Maschine, mit jedem Sack Thomasmehl, mit jeder Eisenbahn kommt auch ein Stück neuer Weltanschauung aufs Dorf. Es sind deren greifbare Boten und Beweise. Sie bringen daher auch eine religiöse Krisis mit sich und also auch eine apologetische Aufgabe. Dazu kommt, daß diese ganze Kultur in der Stadt langsam nach und nach erwachsen ist, hier auf dem Dorfe aber plötzlich mit der alten einheimischen Welt zusammentrifft. Die Krisis ist daher hier in aller Stille weit gefährlicher, die apologetische Aufgabe viel größer.

Betrachten wir näher *erstens* die Art der beiden Weltanschauungen, die hier zusammentreffen. Die eine ist die Weltanschauung der Maschine, der Organisation der

Menschenkräfte. Der Mensch ist der Herr der Natur und läßt ihre Kräfte für sich spielen Sommer und Winter, Tag und Nacht. Die ganze Welt soll umgewandelt werden vom Gedanken aus. In der Erkenntnis der Welt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, nach ihren mechanischen Zusammenhängen, liegt der Hebel der Welt. Man kann sie verändern, wenn man ihre mechanischen Zwischen-Ursachen in seiner Gewalt hat. Vgl. die These von Marx: Die Philosophen haben die Welt nur erkannt, es gilt aber, sie zu verändern. Ihren Beweis führt diese Weltanschauung auf die wirksamste Weise durch das Experiment und den ungeheuren Erfolg, den jeder greifen kann. Ihr Maßstab des Erfolges ist das Geld, an dem alles handgreiflich gemessen werden kann.

Dem steht gegenüber auf dem Lande die alte agrarische, natürliche Welt. Wohl ist sie auch eine Arbeit an der Welt, aber diese Arbeit ordnet sich ein in den Organismus der Natur. Der Mensch legt sein Wirken in die Arme der Natur, damit diese, völlig frei, daraus erst macht, was sie will, eine Frucht der Natur. Die Natur ist der Herr, der Mensch ihr Handlanger. Das Resultat, die Ware, ist selbst wieder Natur, Gabe und wird nicht nur nach dem Geldwert behandelt. Die altheidnische Beseelung der Natur entspricht diesem orga-

nischen Verhältnis. Die Wirkungen bleiben unmeßbar und geheimnisvoll. Alle Bräuche und sittlichen Anschauungen sind verankert in diesen lebendigen Zusammenhängen und Schätzungen. Keine Mittelursachen spielen eine wesentliche Rolle, sondern in allen Wirkungen wird durchgreifend die letzte lebendige Ursache, Gott selbst lebendig empfunden.

Jene Weltanschauung ist zugeschnitten auf die Industrie, diese auf die Landwirtschaft. In diese hat sich in jahrhundertelanger Arbeit das Christentum hineingesenkt bis in alle Fasern und scheint, weil sie sie so energisch durchdrungen hat, mit ihr unlöslich verbunden zu sein und mit ihr zugrunde gehen zu müssen.

Wir betrachten zweitens die Art der Wirkung der neu auf sie eindringenden Weltanschauung. Sie kommt nicht als Gedanke, sondern vermittels gewaltiger Tatsachen. In der städtischen Welt ging der Gedanke bahnbrechend voran, und die Tatsachen folgten: die Maschinen, die Vorteile des Lebens usf. Auf dem Lande gehen die brutalen Tatsachen voran. Maschine, Superphosphat usw. schieben sich als Mittelursachen ein zwischen den Menschen und den Schöpfer und entfernen beide voneinander, unterbrechen das unmittelbare religiöse Empfinden, ohne daß man sich gleich gedankenmäßig darüber Rechenschaft gibt oder

gleich in Zweifel fällt. Sie bringen eine neue Atmosphäre mit sich, sie wirken lähmend auf das religiöse Leben und antikirchlich. Dabei kann die äußere Kirchlichkeit noch lange fortgehen, die Gedankenwelt noch naiv bleiben. Und so kann die Meinung entstehen, Apologetik sei auf dem Lande nicht nötig. Richtig, wenn man unter Apologetik nur nach großstädtischer Art den direkten Gedankenkampf gegen bewußte Glaubenslosigkeit und ausgeprägte Bekämpfung des Christentums versteht. Aber diese Formulierung erweist sich wieder einmal als viel zu eng für das Land. Denn je weniger klar die Gedanken des Landvolks in dieser Krisis sind, um so klarer müssen die des Pfarrers, um so schärfer muß er für die geistige Situation ausgerüstet sein. Er braucht zur Erkenntnis und zum Kampfe die ganze Theologie und Welterkenntnis, um die Lage richtig zu beurteilen und anzufassen. Was ist denn eigentlich Apologetik?

Nach Schleiermachers grundlegender Bestimmung handelt es sich in der Apologetik darum, erstens das Wesen des Christentums in seinem Gegensatz gegen andre Glaubensweisen und -kirchen und zweitens das Wesen der Frömmigkeit und der frommen Gemeinschaften im Zusammenhange mit den übrigen Tätigkeiten des menschlichen Geistes zu verstehen. Das scheint eine rein wissenschaftliche Aufgabe, die der Theologe vor

seinem eigenen wissenschaftlichen Gewissen zu erledigen hat, ohne daß dabei Stadt und Land in Betracht kämen. Er soll damit der Theologie eine wissenschaftliche Grundlage in der Gesamtheit des geistigen Lebens geben. Aber bei Schleiermacher ist auch dies schon im letzten Grunde eine praktische Aufgabe, bestimmt, die Anfeindung des Christentums und der christlichen Gemeinschaft abzuwehren. So wird denn auch stets diese rein wissenschaftliche Verteidigung es mit dem Gesamtbewußtsein des Geistes einer bestimmten Zeit zu tun und die stets gleichen, unveränderlichen Ansprüche des Christentums mit diesem auseinanderzusetzen haben. Was nun hier der Gelehrte dem wissenschaftlichen Gesamtbewußtsein gegenüber tut, das wird auch dem Landpfarrer innerhalb des Bewußtseins seiner kleinen Welt nicht erspart bleiben. Er muß schon für sich selbst eine Stellung finden zu dem geistigen Bewußtsein der ländlichen Welt, er wird sich mit ihm auch vor seiner Gemeinde auseinandersetzen müssen. Und beide Beziehungen der Schleiermacherschen Definition werden sich hier wiederfinden: 1) er wird sich einem ganz eigenartigen Komplexe, einer eignen Welt von fremder, altheidnischer Glaubens-Weise und -Gemeinschaft gegenüberbefinden, die teils noch ganz die alten Züge zeigt, teils sich in unzähligen Uebergangsformen mit dem Christentum und mit

moderner Weltanschauung vermischt hat; und er wird 2.) ein bleibendes eignes menschliches Lebensgebiet, eine besondere Form menschlichen Geisteslebens vor sich haben, zu dem als einem berechtigten Faktor das Christentum Stellung nehmen muß.

Beides wird sich aber nicht immer gesondert behandeln lassen. Denn das besondere Lebensgebiet hat sich naturgemäß auch in den religiösen Vorstellungsweisen seinen besonderen Ausdruck gesucht.

Wir gehen von der Naturanschauung des Landmanns aus, von dem Zusammenhange des Ganzen, in den er sich selbst mit einordnet, und wollen an ein allgemein verbreitetes Beispiel anknüpfen. Wohl überall noch wird auf unsern Dörfern das sogenannte Besprechen geübt zum Heilen von Wunden und Krankheiten. Dem geflüsterten Worte, den heiligen göttlichen Namen wird eine physische Wirkung zugetraut zur Heilung von Schäden, und die Wirkung als Beweis für die Richtigkeit betrachtet. Aehnliche Wirkungen haben wir auch in der neuesten Therapie. Ich erzählte einmal einer alten Bäuerin von einer ganz modernen, durchaus wissenschaftlich betriebenen hypnotischen Kur, erzählte, wie der Arzt im dunklen Zimmer leise flüsternd und mit der Hand die ruhenden Patienten streichend, von einem zum andern gehe; und meinte, ihr etwas ganz Neues damit zu er-

zählen. Aber das Erstaunen war an mir, als sie keineswegs erstaunt, sondern immer verständnisinniger dazu nickte und endlich sagte: „Nu ja! 's ist doch alles mit Gottes Wort.“ Sie hatte in der hypnotischen Kur ihr wohlbekanntes Besprechen wiedererkannt. Aber der Unterschied ist der: hier wird psychologisch erklärt und als Naturkraft wissenschaftlich verwendet, was dort naiv als Wirkung Gottes und seines heiligen Wortes betrachtet wird. Das Heilige, das Geistige wird beim Besprechen als naturmäßig wirkend gedacht. Darum wirkt es auch am besten an heiligen Tagen, besonders am Karfreitage, an dem auch in sonst aufgeklärten Gegenden noch immer ganze Scharen zu den weisen Männern und Frauen wandern. Ebenso wird der Segen aus der Kirche gewissermaßen physisch mit heimgetragen. Der Fluch, der beim Pflügen ausgesprochen wird, bringt Fluchkraut statt Weizen. Wenn ein Sohn seinen Vater geschlagen hat und nachher an eben dieser Hand oder an derselben Stelle, an der er den Vater schlug, einen Schaden bekommt, so ist das die Wirkung der Sünde. Wie vielfach sind die Regeln für die Schwangeren, physischer und sittlicher Art nebeneinander, da alles aufs Kind übergeht. Dieselbe Art des Zusammenhangs sieht man in der Sonntagsheiligung und ihrem Segen, in der Entheiligung des Sonntags und ihren bösen

Folgen, in der Wirkung der Taufe zur Stärkung lebensschwacher oder kranker Kinder, der Krankenkommunion zur entscheidenden Wendung zwischen Leben und Tod. So bat mich einst einer meiner besten Kirchgemeindevorsteher um eine Abendmahlsoblate für sein krankes Pferd. Das gibt der ganzen Vorstellung vom „Glauben" ihr besonderes Gepräge. Wenn er auch sonst nicht viel mehr „glaube", sagte mir ein junger Mann, der gern heiraten wollte, aber das „glaube" er doch, daß Heiraten im Advent kein Glück bringe. Längst hat die Kirche die Sitte der geschlossenen Zeit im Advent fallen lassen, aber im Volk spukt diese Zeit noch als unheilwirkend. Und solch ein „Glaube" gilt unmittelbar als der „christliche Glaube". Der Pfarrer, der das Besprechen verurteilt, gilt nicht als der wahrhaft Gläubige, sondern als der Gelehrte, der Verkehrte, der selbst schon vom Unglauben angefressen ist und nicht recht mehr an das glaubt, was er sagt. Traut er doch dem Worte keine Kraft mehr zu! Die Klage, es gäbe gar keinen Glauben mehr, bezieht sich oft genug gerade auf diesen Glauben.

Wenn man die Ablehnung solchen Glaubens innerlich begründen will, wird man die allergrößten Schwierigkeiten finden. Ich versuchte z. B. das Besprechen als ein Mißtrauen gegen Gott hinzustellen, dem man hintenherum etwas durch eine Formel

abzuzwingen suche, statt geradeaus zu ihm im Gebet zu gehen, wie ein Kind zu seinem Vater. Aber nein: sie tun's in rechtem Vertrauen; es muß Andacht dabei sein, sonst hilft es nicht, sie nennen es direkt ein „Gebet". Sie „beten" die heiligen Worte. Es sind die von Gott gegebenen Kräfte und Mittel, die sie anwenden, wie wir die modernen Arzeneien, mit denen wir doch auch Gott nichts abzwingen wollen. Wir erkennen sie als die richtigen ebenfalls nur aus der Wirkung, und benutzen sie im Vertrauen auf Gott und mit Gebet. Warum soll also jenes schlecht sein? Es fehlt eben an der naturwissenschaftlichen Anschauung, aus der sich die moderne Arzneiwissenschaft mit ihren mechanischen Wirkungen entwickelt hat.

Man könnte somit fragen: Ist es denn wirklich so schlimm und könnte man es ihnen nicht ruhig hingehen lassen? Ja, wenn nur nicht die eigentlich herzerhebende, erlösende, charakterbildende Kraft des Wortes, die geistige Wirkung, darüber verloren ginge! Erkenntnis und Verständnis des Sinnes des Gotteswort und die Befreiung der Seele in heiligenden Gedanken wachsen da nicht. Darum war für das alte Israel der scharfe Schnitt zwischen dem Reich der Natur und dem Gott des Rechts, die Ausschließlichkeit, mit der alle solche physische Vermischung verworfen wurde, die Grund-

bedingung der Befreiung der Menschenseele aus dem Naturdienst.

Da aber bei unserm Landvolk diese Einsicht so lange nicht zu erreichen ist, so lange die ganze alte Naturanschauung herrscht, so müssen wir den Einzug der modernen, naturwissenschaftlichen Atmosphäre als Bundesgenossen begrüßen. Sie zerstört den alten Zusammenhang gründlich, und wir erkennen in ihr in Wahrheit ein Kind der sittlichen Freiheit und des Christentums, das die antike Furcht vor der Natur durchbrach und den Menschen zu ihrer Erkenntnis und Beherrschung befähigte. Freilich bleibt der Aberglaube auch noch inmitten der modernen Großstadt stark genug, aber er kann nicht mehr so naiv sich dem Christentum unterschieben. Die Situation ist geklärt.

Das aber können wir uns nicht verhehlen: diese naturwissenschaftliche Atmosphäre zerstört damit zunächst die gesamten alten religiösen Zusammenhänge. Gott wird zurückgeschoben aus der Natur, aus der unmittelbaren Empfindung, aus dem Wetter, aus dem Wachstum, aus den heilenden Kräften. Teils behält er noch das Wetter, aber das Wachstum kommt vom Chilisalpeter; teils zieht er sich auch schon aus dem Wetter zurück. In meiner Jugend empfand man selbst in pastoralen Kreisen die Blitzableiter noch als irreligiös, weil sie sich

zwischen den Menschen und die gewaltige Hand Gottes einschoben, seinem Strafen in den Arm fielen. Was Wunder, daß mit all der modernen Technik nun dem Landmann auch die alte Verknüpfung von Fluch und Segen, von Lohn und Strafe, der alte Zusammenhang von Sünde und Gericht zu weichen beginnt. Vor allem aber, wenn auch Gott noch nicht verloren ist, — die alte Wirksamkeit des Kultus, des Kirchengehens ist zerbrochen, und das allein genügt, uns die gegenwärtige Unkirchlichkeit des Landes völlig verständlich zu machen.

Nichtsdestoweniger: die alte Seele ist kein Kleid, das man auszieht, und die lebendige Natur ist stärker als die wissenschaftliche Naturbetrachtung. Selbst den in aller Naturwissenschaft fachmännisch ausgebildeten Atheisten ergreift es in den Naturstürmen seiner Heimat wieder mit Gottesgewalt. Und jeder Bauer hat trotz alles Wetteransagens und aller landwirtschaftlichen Experimente in der lebendigen Natur fortwährend noch etwas vor sich, was immer wieder alle Berechnung über den Haufen wirft. Uebermächtige Gewalten und unergründete Geheimnisse greifen immerfort in sein Leben ein, und aus echten Bauerngegenden, mit fortgeschrittener, aufgeklärtester Landwirtschaft, wird uns berichtet, daß der Gottesglaube trotz allem zum bleibenden Bestandteile des Bauern gehöre und gehören

werde, solange er mühsam kämpfend der Natur selbst gegenübersteht, und nur bei dem Bauern erlösche, der mühelos von den Renten seines Besitzes lebt. (Grahle in der „Dorfkirche" I. Jgg., 325.) Wie sehr hat in den Zeitungen das Erdbeben von Messina zur Begründung des Atheismus herhalten müssen, da kein gütiger Schöpfer so würde handeln können! Aber ob nicht denen, die es selbst miterlebt haben, in der Ohnmacht alles Menschlichen viel eher der Glaube an Gott wieder lebendig geworden ist? Es ist etwas ganz anderes, die Natur am Schreibtisch aus der Ferne zu untersuchen, als sie in ihrer Wirklichkeit erleben!

So liegt denn auch etwas bleibend Wertvolles in der alten bäuerlichen Anschauung, das es gerade jetzt gilt, kräftig zum Erklingen zu bringen aus der Tiefe der Seele. Das ist der große Zusammenhang des Lebens, des Ganzen der Natur. Es gilt zu zeigen, wie Fluch und Segen wirksam bleiben in jeder Handlung, und wie gerade die neuere Wissenschaft das so gewaltig bestätigt. Es gilt, das mit solcher Kraft dazustellen, daß wieder die alte religiöse Empfindung auch gegenüber den klar erkannten Zusammenhängen durchschlägt und Gott selbst darin gefühlt wird, wie vor allem das Seelische, das Sittliche seine ungeheuren Wirkungen im Sichtbaren und Leiblichen hat, wie hier im Sittlichen das

eigentlich heilige unantastbare Gottesland ist das frevelhaft oder unrein oder auch nur gedankenlos und leichtsinnig zu berühren ein Sakrilegium ist und sich furchtbar rächt. Von elementarer Größe sind noch immer die alten bäuerlichen Geschichten von dem Enkel, der seinen Vater bis zu derselben Türschwelle schleift, wohin dieser einst den Großvater geschleift hat, oder als Kind dem Vater schon ein Holznäpfchen schnitzt, wie dieser es *seinem* Vater statt des Tellers gab. Den alten bäuerlichen Begriff des Heiligen hier auf diese sittlichen, menschlichen Zusammenhänge zu übertragen, darauf kommt es an, im Sinne Jesu: „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder.“ Hier ist das größere Heiligtum, an dem sich zu vergehen schlimmer ist, als irgendein Sakrileg. Das Blitz- und Donnerartige des Naturgesetzes muß in den sittlichen Gesetzen fühlbar werden, daß man davor mit der Ehrfurcht und dem Schauer wie vor ewigen Grundgesetzen des Weltzusammenhangs steht.

Neben der Natur als des großen Zusammenhangs und *Gesetzes* steht aber in der Seele des Landmanns die *Natur als Gabe*. Hier kommt nun erst recht sein Be-

ruf an der Natur in Betracht. Es ist keineswegs die uninteressierte ästhetische Naturbetrachtung, auf die es hier ankommt. Sie liegt dem Landmann ferner, obwohl sie ihm keineswegs abzusprechen ist. Dafür ist schon die bäuerliche Pflege der Blumen ein Beweis. Der Kaffer z. B. begreift den deutschen Kolonisten nicht, der etwas baut, was man nicht essen kann. Doch darauf kommt es hier nicht an. Wenn man sagt, den Bauer interessiere wesentlich nur der praktische Ertrag, die Frucht, die das Land ihm bringt, so ist das schon recht, nur daß das nicht dasselbe ist wie der reine Geldstandpunkt, mit dem man es immer wieder zusammenwirft. Es ist bezeichnend für unsre Landentfremdung, daß wir kein drittes zwischen ästhetischer und rein egoistischer Betrachtung kennen. Gerade das Religiöse ist es, was wir übersehen. Noch jüngst sagte mir ein Altenteiler, ein Auszügler: „Warum nehme ich denn noch Interesse an den Feldern, an den Früchten meines Sohnes, die mir doch nichts mehr einbringen? Aber ein Bauer, der keine Freude hat an den Früchten selber und an seiner Arbeit daran, der hätte überhaupt kein Bauer werden sollen.“ Ein andrer, der sein Gut verkauft hatte und in die Stadt gezogen war, schien freilich nichts beim Anblick seines früheren Hofes und Feldes zu empfinden — er hatte ja auch nur eingeheiratet, und er hatte keinen

Erben —, aber warum hatte er sich in der Stadt einen Garten gekauft, obgleich er nun zu schwach war, ihn noch richtig zu bestellen? „Ich muß etwas wachsen sehen," sagte er. Das Wachsen macht Freude, das Beobachten des Segens, der „lieben" Gottesgabe. Das „liebe" Brot heißt es darum, wie die „liebe" Kirche und der „liebe" Gott. In diesem „lieb" liegt die fromme Empfindung, wie Luther auch die „Maria voller Gnaden" am liebsten übersetzen wollte mit „du liebe Maria". Nicht die Höhe des Geldwertes, sondern der Charakter der reichen Gabe, ganz abgesehen davon, wer sie bekommt, ist das Bewegende. Daher die Heiligkeit des Brotes, der Lebensgrundlage für alle Menschen, die Heiligkeit junger Baumpflanzungen, der Schmerz um die vom Sturm zerrissenen Obstbäume, auch wenn sie einem selbst gar nicht gehören. Es ist die Freude an dem Gegenstande, dem die ganze Arbeit gilt und den man kennt und versteht, aber da dieser Gegenstand doch vor allem nicht Produkt eigner Arbeit, sondern göttlicher Segen ist, so ist es die Gnade Gottes, die der Landmann in der Natur vor sich hat und am Erntedankfeste, seinem liebsten Feste, preist. Hier versteht er, so fern ihm sonst im eignen Leben diese Gesinnung liegt, doch den Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.

Hier ist aber auch der Punkt, wo er am ehesten in Zweifel an Gott und in Auflehnung gegen Gott gerät, wenn Gott vernichtet, was er selbst geschaffen hat. In solchen Fällen gab es schon längst Zweifel auf unsern Dörfern, denn der Zweifel kommt bei dem Volk immer mehr aus dem Gemüt, aus einer nicht bewältigten schmerzlichen Erfahrung, als aus dem Verstande. Aber man war auch in diesen Erfahrungen durch tagtäglichen Wechsel, durch den Kampf mit der Natur von Jugend auf und von Vätern und Vorvätern her so geübt, wie das kein Städter, der zur Landwirtschaft übergegangen ist, fertig bringt, auch wenn er sehr christlich gesonnen ist. Man hat mit einer staunenswerten Geduld sich in das Unabänderliche zu fügen gelernt: „Wie Gott es macht, so ist es recht.“ Und zuletzt hat er's noch immer gut gemacht.

Ob das in der Atmosphäre der neuen Zeit standhalten wird, wo der Zweifel überall Nahrung findet und nicht mehr als etwas Absonderliches empfunden wird? Zwei Schwächen hat diese Erfahrung der Gnade und unbedingten Abhängigkeit von Gott in der Natur: 1) Die Gnade wird nur in der Natur erfahren, nicht auf das eigne Leben bezogen. Sie reicht im allgemeinen nicht über den 1. Artikel hinaus. Auf dem menschlich-sittlichen Gebiet herrscht die rationale Forderung. 2) Die Gnade wird da-

her nicht als umwandelnde Kraft erfahren, der Wille bleibt ihr gegenüber passiv. Man versteht nur zu gut das Kreuz Christi als das große Leiden und Ergeben in Gottes Willen, als den Willen Gottes, der so die Sünden vergibt, aber nicht als siegende Gotteskraft. Der Glaube wird zum Fatalismus, der keinen Entschluß fassen mag. Und bei dieser Passivität dem Sittlichen gegenüber, bei dem Unglauben, daß sittliche Mängel sich ändern, die Natur sich modeln und umkehren läßt, liegt dann gerade auf dem Lande die Gefahr sehr nahe, daß das Wort: Alles Natur! Anklang findet, wie es tatsächlich bei einzelnen wohl stets auf dem Lande gegolten hat.

Hier wird das sittliche Motiv ganz im Lutherschen Sinne aus dem Motiv der Dankbarkeit gewonnen werden müssen. Das Unverdiente („ohne all mein Verdienst und Würdigkeit") in der Gottesgabe gilt es erst recht zu betonen und dann demgegenüber die Undankbarkeit und Blindheit der Welt als die Ursünde zu schildern, die der Erkenntnis Gottes in seinen Gaben im Wege steht und eine Schmach des Menschengeschlechtes und unsrer selbst ist. Denn gerade der Bauer muß es ja an sich selber immer wieder erleben, wie leicht er wieder schwankt, vergißt, mißtraut. Es ist ja das sein Lebenskampf. So ist's denn Gottes noch viel größere Gnade, daß er dem Menschenherzen

von dieser Finsternis und Verderbnis helfen will in Christus, und viel schwärzer noch erscheint die Undankbarkeit, die auch dieser höchsten Gnade gegenüber unverändert bleibt und nicht einem ganz neuen Leben Platz macht. Sollte das noch unmöglich sein? Wie oft hat der Bauer arbeiten müssen, als sollte er's allein schaffen, und alles schien vergeblich und unmöglich, und schließlich hatte es doch Gott ganz allein gemacht und kein Ding war ihm unmöglich. So auch im Menschenherzen. Hier müssen wir nun eine erwachende sittliche Kritik, die sich gegen die passive Frömmigkeit richtet, zunächst als erfreulich begrüßen, auch wenn sie scheinbar religiöses Gut angreift. Das Wort zum Beispiel, das mir einmal entgegentrat: „Frieden kann man nicht erbitten, Frieden muß man selber halten!" zeigt uns die Richtung des Denkens auf dem Lande. Wenn wir das vertiefen, wird das Gebet schon nicht zu kurz kommen. Vielmehr wird dann die Erfahrung sich anschließen, mit der Claudius in in seinem Bauernlied: „Alle gute Gabe kommt von oben her, von Gott", die Reihe der Gaben schließt:

Auch Frommsein und Vertrauen
Und stiller, edler Sinn,
Ihm flehn und auf ihn schauen
Kommt alles nur durch ihn.

So wird der Kreis geschlossen, der von der weiten Schöpfung ausging. Wir müssen

das Weltumwandelnde des Christentums, die Ueberwindung der Natur mit hineinnehmen ins Bauerntum. Wird nicht in der heutigen Welt alles umgewandelt: Wüsteneien in fruchtbares Ackerfeld, Abfälle in Perlenschnüre durch Benutzung der Naturkräfte, und der Mensch allein sollte nicht umzuwandeln sein, wenn Gottes Kraft über ihn kommt? Aber als das Allumfassende gilt es in noch höherem Bogen darüber zu spannen, daß alles Gottes Gnade ist. Und diese religiöse Grundtatsache den Bauern immer wieder lebendig zu machen, dazu kann uns seine eigne Naturanschauung immer wieder den schönsten Rahmen geben nach dem Claudiusschen Worte:

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der Tat
Mit Segen an der Hand,
Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Dieses Naturempfinden und diese Berufsfreudigkeit dürfen wir nicht verloren gehen lassen und werden damit auch stets das Innerste des Bauern treffen.

Zu der Natur als Gabe kommt ferner die Natur als Heimat und Besitz. Die Apologetik auf dem Lande wird die tiefen, religiösen Beziehungen würdigen müssen,

die zwischen Glaube und Heimat bestehen. Freilich wird man damit, daß etwas heimatlich sei, nicht argumentieren können, aber man wird sich auch gegenwärtig halten müssen, daß der Bauer, dem sein Hof nicht mehr als den Geldwert bedeutet und der am liebsten als Rentier von seinem Gelde leben würde, bereits praktisch dem Materialismus verfallen ist. (S. Knak, Was kann die Inn. Mission zur geistigen Hebung der Landbevölkerung tun?) Und Büchsel hat es seinerzeit gerade in der Beobachtung der Landbevölkerung ausgesprochen, daß, wer keine Heimat mehr hat, unendlich viel mehr verloren hat, als man glaubt. Gerade von dem Bauern zeigt es die Erfahrung immer wieder, daß er religiös und sittlich rapide verwildert, wenn er seine Heimat mit einer Geldexistenz vertauscht. Die moderne Zeit aber, die auch auf dem Lande jetzt den Blick eröffnet in die grenzenlose Weite der Welt, die alles in Geld umsetzt und nach Geld abschätzt, greift hier an die Wurzeln des Lebens auf dem Lande. Die Irreligiosität unserer Zeit geht Hand in Hand mit der Ehrfurchtlosigkeit gegenüber den Mächten, denen wir unsere Erziehung, unser inneres Leben verdanken, gegenüber dem Erbe der Vergangenheit. Nichtsdestoweniger ist die Weitung des Blickes aus der Enge der Heimat für die großen Aufgaben der ganzen Menschheit

und Christenheit auf unserm Dorfe so dringend nötig, daß die neue Zeit, recht verstanden, auch das Dorf in den ganzen Strom christlichen Lebens hineinstellen müßte. Aber gerade dazu gehört, damit es sich nicht selbst verliert, ein um so festeres Erfassen der eignen Aufgabe.

Aus der ganzen Welt, wo alles seinen Wert und seine Bedeutung hat, muß der Blick zuletzt auf die eigne Heimat zurückkehren und in ihr die große Aufgabe für alle erkennen, die eine sittliche Aufgabe ersten Ranges ist und als solche heilig sein soll: den Heimatsinn lebendig zu erhalten zum Besten des ganzen Vaterlandes und der ganzen Menschheit. Bisher ist das Christentum zu sehr nur im Hinblick auf Apostel und Propheten gepredigt in der Richtung, daß man um seinetwillen auch die Heimat verlassen soll. Aber auch Weib und Kind sollte man so im Sinne des Neuen Testamentes verlassen, und doch bewegt sich unsre Volkspredigt längst in der Richtung, daß wir bei ihnen den ersten und nächsten Tempel des Reiches Gottes haben und mit ganzer Gottesliebe zu ihnen uns halten, für sie arbeiten sollen. Auch von der Heimat muß unsrer Zeit dasselbe gepredigt werden. Denn nicht auf der Wanderstraße, sondern nur in der Heimat ist ein christliches Familienleben möglich. Und der Heimatsinn ist oft noch das einzige, was die Glieder

einer Gemeinde, auch die Entchriſtlichten, noch verbindet und auch wieder und wieder mit Kirche und Chriſtentum in Verbindung bringt. Denn dieſe haben doch in der Geſchichte jedes Orts den Mittelpunkt des geiſtigen Lebens gebildet. Die rechte Pflege dieſes Heimatſinnes wird ſomit die ſchöpferiſche Wirkſamkeit chriſtlicher Gedanken am Bau der äußeren und inneren Heimat aufzeigen und ſo zu einer Apologie des Chriſtentums werden.

Mit der Heimat bildet ſich Recht und Sitte. Bodelſchwingh hat uns gezeigt, wie auf einem Stückchen eigner Heimat, eignen Landes, verlorene Menſchen wieder zu Recht und Sitte zurückkehren und den Weg zum Himmel wieder finden. Jähde hat kürzlich auf der Jahresverſammlung des deutſchen Vereins für ländl. Wohlfahrts- und Heimatpflege geſchildert, wie durch den Beſitz eines kleinen Stückchen Landes Sozialdemokraten wieder ſtaats- und kirchentreue Menſchen geworden, und die leitenden Männer der Anſiedlungsgeſellſchaften haben es beſtätigt. Johannes Langermann hat uns in einer kleinen prächtigen Schrift aus der Praxis („Der Erziehungsſtaat") dargeſtellt, wie halbverwilderte Kinder, ein Auswurf der Großſtadt, auf einem kleinen Gartenland unter ſeiner Leitung ſich ſelber zu einem kleinen Rechtsſtaat ausbildeten und zu den ſchönſten, ſittlichen Früchten fortſchritten.

Kein Wunder also, daß Recht und Sitte vor allem des Bauerntums Grundpfeiler sind, so sehr, daß auch das Verhältnis zu seinem Gott dem Bauern vorwiegend ein rechtliches ist. In dieser Hinsicht steht er dann wohl dem Namen und Willen nach auf dem Boden des Christentums und der Kirche, das hindert ihn aber gar nicht, in bezug auf Liebe und Erbarmung eigner Meinung zu sein und eigentlich den Nerv des Christentums geradezu zu verkehren. Zumal die Feindesliebe, das Hinreichen des andern Backens, sind ihm Dinge, die er einfach ablehnt, weil sie seinem Rechtsgefühl widersprechen. Wie treibt man Apologie diesem praktisch ablehnenden Standpunkt gegenüber? Nicht dadurch, daß man die Kraft des Rechtssinnes zu brechen sucht, sondern indem man ihn gegen ihn selbst richtet, hart gegen hart. Nicht etwa mit der Härte, die keine Erbarmung kennt, sondern mit der schonungslosen Aufdeckung aller wirklichen Unbarmherzigkeit als eines schreienden *Unrechts*. Das Recht muß noch viel feiner und schärfer geschliffen, Barmherzigkeit an konkreten Fällen als das einzige, was einfach, recht und billig ist, gezeigt werden, bis dem Bauern mit seinem „Recht" vor Gott angst und bange wird. Es kommt die letzte und höchste Instanz, wenn alles menschliche Gericht gesprochen hat, und da ist oft

summum ius summa iniuria.*) Und andrerseits soll man bei der Feindesliebe von allen schwächlichen Kompromissen absehen. Man muß sie deutlich machen an dem „Landgraf, werde hart!“, an dem Fürsten, der es recht mit seinem Lande meint und darum Recht und Ordnung schonungslos durchführt, ob er auch darum vom ganzen Lande täglich Feindschaft erfahren und manchen Schimpf leiden muß, der weher tut als ein Backenstreich. Aber er läßt sie weiter schlagen und tut weiter an seinem Lande, was ihm gut ist. Das ist wahrhaft Liebe und Hinhalten des andern Backens, obwohl es wie lauter Strenge und Unerbittlichkeit aussieht. Oder noch besser an dem Beispiel des Dorfbürgermeisters, das Hesselbacher in den „Glockenschlägen“ einmal erzählt. Der hat sein Dorf mit eiserner Hand aus der Versumpfung, dem Wucher und dem Trunk gerissen. Aber die strenge Handhabung der Polizeistunde und jeder Ordnung macht alle ihm auffässig, immer neue gemeine Denunziationen gegen seine Amtsführung auf dem Amte sind die Folge. Schließlich fragt der Oberamtmann den treuen Mann, warum er nicht solch niederträchtigen Menschen die ganze Sache vor die Füße werfe; was er denn davon habe? Da steht der Bürgermeister auf und sagt: „Was i ch davon habe?

*) Das höchste Recht das höchste Unrecht.

Danach frage ich nicht. Was die Gemeinde davon hat, darum handelt sich's. Meinethalb ziehen sie mich noch durch die Dreckwalz (Bach im Dorfe) — was liegt an mir? Da bin ich und da bleib ich!" Hesselbacher schildert darin den „Ritter Unverzagt", ich meine aber, es eignet sich noch trefflicher als Beispiel echter Feindesliebe, wahren Hinhaltens des andern Backens, das, frei von jeder Weichheit und Nachgiebigkeit, vielmehr das Ausdauerndste, Härteste und der ungebrochenste Rechtssinn ist, den es gibt. So wird auch der Bauer begreifen, daß wahre Liebe vielmehr Vollendung seines Rechtssinnes ist, wie ja auch der biblische Begriff nirgends weiches Gefühl, sondern überall männliche Tat bedeutet. So wird er auch Gottes vergebende Liebe als eine ernste, heiße Arbeit an uns verstehen lernen.

Endlich die Sitte! Auch sie ist ein Stück Natur und Heimat, wenn auch gesellschaftlicher und sittlicher Art. Die Sitte hält manchen Landmann noch lange im Zusammenhang mit dem Gottesdienst, auch wenn er nichts mehr glaubt. Man soll nicht dagegen eifern, denn so hat man doch noch die Möglichkeit, Apologie zu treiben. Aber soviel man auch alle guten Sitten und die Sitte selbst als Macht stützen und stärken wird, den Glauben kann man nicht als Sitte predigen. Auch der Glaube war Sitte auf unsern Dörfern. Der Glaube aber, der

nur Sitte war, wird alsbald allgemeiner Unglaube, wenn der Unglaube in der Welt Mode wird. Und eben daran liegt zum größten Teil die heutige Unkirchlichkeit und der Unglaube. Er ist auf den Dörfern keineswegs Ueberzeugung, gar selbst erarbeitete, sondern einfach wieder Sitte. Man glaubt ihm nach demselben Grundsatze, nach dem man früher der Kirche glaubte. Der Glaube als Sitte ist hinfällig, sobald die neue Welt hereinschaut. Darin liegt aber wieder ein Segen der neuen Zeit. Sie nötigt den Glauben, sich auf seine eigne, innere Kraft zu besinnen. Wir müssen zeigen, wie wenig die Ungläubigen selber wissen, was sie glauben, und dem gegenüberstellen: Ich weiß, woran ich glaube. Persönlicher Glaube, eigne Ueberzeugung ist hier mehr als irgendwo sonst jetzt nötig zu predigen. Im eigenen Leben muß der Landmann die ewigen Gottesgesetze und Gottesgaben schauen lernen. Persönlich muß angeeignet werden, was bisher Natur war. So wird der Landmann gerade den Väterglauben, der auch aus dem Leben des Landmanns geboren war, mit besonderer Wärme und Innigkeit wiederfinden. Dem sollten alle diese Ausführungen dienen. Dann hat das Wort „Väterglaube" einen neuen starken Klang, weil es nicht nur der Glaube ist, den zufällig die Väter gehabt, sondern der Glaube, der mit ihrem ganzen Sein verflochten war und ihr

Wesen ausmachte, nur gereinigt und geklärt.

So wird man aus Ueberzeugung auch die Dorfsitte pflegen, nicht weil sie Sitte ist, sondern weil sie für das Dorf ein angemessenes, unentbehrliches Gefäß geistigen Lebens ist, zur unbewußten Anleitung für die, die sie noch nicht verstehen, zum bewußten, selbsterwählten Gesetz für die, die sie erkennen. Aber auch hier nicht die Sitte, wie sie ist, sondern geklärt, gereinigt und immer in neuen Formen wieder neugeboren, die den heutigen Begriffen besseren Anstandes entsprechen. Gibt nicht jeder Christ auch sich selbst eine Regel für Andacht, Gebet, Gottesdienst usf. und fördert so sein persönliches Leben und zieht den Nachwuchs seines Hauses mit hinein? So wird nur durch Pflege der Sitte auch persönliches Christentum auf dem Dorfe weiter entwickelt. Persönlichkeit ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern Erkenntnis der eignen Lebensgesetze. Persönlichkeit im Bauerntum lebt mit Bewußtsein in all dem, was zur seelischen Grundlage des Bauerntums gehört, so auch in der Sitte und in der Natur. So lange es nicht Bewußtsein ist, ist es blind und jeder Verirrung und Verzerrung preisgegeben, das Rechtsgefühl verirrt sich in Prozeßsucht um das eigne Recht, der Besitz des Landes bleibt lediglich Leidenschaft. Man hat wohl gesagt, das sei das Verderbliche, daß der Hof

den Bauern habe und nicht der Bauer den Hof. Ganz so möchte ich's nicht ausdrücken. Es ist gerade ein Zeichen der Persönlichkeit, daß die Sache den Menschen hat und nicht der Mensch die Sache, daß der Mensch ganz in der Sache aufgeht und er in ihrem Dienste steht, tun muß, was sie befiehlt, und nicht willkürlich mit ihr schalten kann. Und es ist nicht einzusehen, warum nicht für den Bauern der Hof ebenso eine große Sache sein soll, wie für den Fürsten sein Land und für den Künstler sein Werk. Aber die Sache darf ihn nicht haben wie einen blinden Knecht des Triebes, sondern in dem Gefühl ihres sittlichen Wertes, ihrer Notwendigkeit, ihrer Größe. Das ist aber nur in der Form immer neuer Läuterung und innerer Wiedergeburt möglich, wie sie aus dem Christentum mit seinen höchsten Maßstäben und seiner höchsten sittlichen Kraft fließen.

Das Bauerntum ist aber in allen Stücken real, sichtbar, greifbar wie die Natur. Wie macht man ihm das Christentum in seiner inneren, geistigen Höhe verständlich, wie die persönliche Kraft, die nirgends ganz im Stoffe aufgeht? So sehr der Landmann ein Kind der Sitte ist, so wenig weiß er mit hohen Begriffen und Worten etwas anzufangen, ist vielmehr dagegen durchaus mißtrauisch und ein geborener Kritiker und mißt alles mit seinem starken Wirklichkeitssinn. Trotz aller Neigung zum

Uebersinnlichen sind's im Grunde nur die realistischen Tatsachen, die ihn überzeugen, wie z. B. die Erfahrung, daß ein Erlebnis nachher doch mehr Nutzen als Schaden gebracht hat, ihm den Glauben an die Güte Gottes besser wiedergibt als die Erfahrung, daß Leid einen zu Gott zurückführe. Wie sollen ihm die geistigen, unsichtbaren, rein innerlichen Werte des Christentums zur Ueberzeugung werden, wenn er sagt: Was ich nicht sehe, das glaube ich nicht. Da gibt's nur einen Weg und hat nie einen andern gegeben. Er hat ja ganz recht: Was ich nicht sehe vom Christentum, das glaube ich auch nicht. Real muß er es vor Augen sehen in dem Leben derer, die so leben, wie sie lehren, und lehren, wie sie leben. Das war die greifbare, reale Tatsache eines Ludwig Harms und all der Männer, die so gewaltigen Einfluß auf das Bauerntum gewonnen haben. In solchen tritt Christus selbst als greifbare Realität in ihre Welt hinein, um die sie nicht herumkommen. Das ist ein Sehen und doch nicht sinnlicher Art, ein Sehen von Persönlichkeit. Das ist die durchschlagendste Apologie wie überall so vor allem für die Landbevölkerung. Solche Menschen werden auch jetzt allein verhüten, daß bei dem Untergange der alten Anschauungsformen das Christentum mit zugrunde geht. Sie werden die alten Tatsachen neu

mitten in die neue Welt hineinstellen und zu neuer Erfassung dieser Tatsachen zwingen.

Es war mein Bestreben, in all den angeführten Punkten, die keineswegs vollständig sind, gemäß der vorangestellten Auffassung von Apologetik das Christentum auf dem Lande in seinem Verhältnis zu den heidnischen, unterchristlichen und unchristlichen Anschauungen zu verstehen, zugleich aber dahinter die natürlichen Grundbedingungen bäuerlicher Existenz, Art und Arbeit und damit eine bleibende Form menschlichen Geisteslebens zu erkennen, gewissermaßen die anima naturaliter christiana*) auch im Bauerntum, die erst vom Christentum geklärt und wiedergeboren, ganz zu ihrem eignen Wesen kommt. Mir scheint das in der Apologetik das Wichtigste, das Christentum mit dem eignen Leben eines jeden zu verbinden und zu zeigen, daß in ihm erst der Vater ein wirklicher Vater, der Mann ein ganzer Mann, das Weib vollendet weiblich und so auch der Bauersmann mit ganzer Herzensbeteiligung und Ueberzeugung ein Bauersmann wird und als solcher ein unverlierbares Teil beiträgt zum Ganzen des Reiches Gottes. So erweist sich das Christentum in seiner beherrschenden Stellung im menschlichen Geistesleben und wider die religiösen Elemente, die das Bauerntum dem engen Verhältnis zur Schöpfung

*) Die von Natur christliche Seele.

entnimmt, als ein frischer Born religiösen Lebens für unser ganzes Volk und als ein großer Rahmen für alles religiöse Leben, das überall im letzten Grunde nicht eigene Tat, sondern Gabe des Schöpfers und dankbares Empfangen und Wachstum von innen heraus ist, eine neue Schöpfung und Natur.

Es muß uns daher darauf ankommen, die Grundlinien zu finden, die dieselben bleiben, mag auch das tatsächliche Bauerntum nach dieser oder jener Seite noch so weit davon abgeirrt sein oder unter dem Druck äußerer Verhältnisse sie ganz verloren haben. In ihnen liegen dennoch die erziehenden Faktoren. Und wenn sich so Christentum und Bauerntum verbinden, so wird das ein starkes Bollwerk gegen den Unglauben auf dem Lande sein.

Für eine direkte Apologetik mit gedankenmäßiger oder logischer Widerlegung der modernen Theorien scheint mir auf dem Lande heute noch wenig der Ort zu sein. Es wäre dazu vor allem die Erkenntnis des jeweiligen Uebergangszustandes nötig, der in jedem Ort verschieden und schwer zu erkennen ist. Denn der Zweifel kann sich sogar unter größter Kirchlichkeit verbergen. Der Städter verläßt die Kirche, wenn er nicht mehr glaubt, der Landmann tut das darum noch lange nicht. Der Städter spricht seinen Unglauben offen aus, der Land-

mann wird vielfach um so stummer werden. Wer kommt dahinter, wieviel schon von der ganzen modernen Weltanschauung hinter diesen Stirnen Eingang gefunden hat? Der Pfarrer am allerwenigsten. Wenn der Landmann einmal bei gänzlicher Mißernte Gott leugnet, so darf man solchen momentanen Ausbruch noch keineswegs für seinen eigentlichen Glauben nehmen. Und wieweit sind einzelne Aeußerungen individuell, wieweit allgemein? Man kann bei einfachen Zuhörern, die nicht logisch Schluß für Schluß verfolgen und nicht Rede und Gegenrede auseinanderhalten, leicht durch Erörterungen solcher Dinge auf der Kanzel zum Verbreiter dessen werden, was man bekämpfen will, zumal wenn man nicht in schlechter Demagogenrhetorik den Gegner verzerrt und für gemeine Begriffe zuschneidet, sondern ihn gerecht darzustellen versucht. Man müßte erst viel mehr allgemeine Bildung verbreiten, ehe man hier wirklich zu einem eigenen Urteile auffordern kann. Und es ist unpädagogisch, Fragen zu beantworten, ehe sie gestellt werden. Unsre Predigt ist zudem auf dem Lande in erster Linie Gemeinschaftspredigt, nicht Weltanschauungspredigt.

Es sind ja, wie schon anfangs gesagt, nicht so sehr die Gedanken der modernen Welt, als der überwältigende Eindruck der Tatsachen, der Fortschritte, der

Technik, des unerhörten Glanzes der Großstadt, was die Landleute irre macht an allem, was sie bisher geglaubt haben, und ihnen den Glauben einflößt, daß dagegen alles umsonst und alles alte Landleben rettungslos verloren sei. Hiergegen wird die Predigt nicht genug die Kehrseite des Bildes zeigen können, das so grauenhafte Elend, die Menschenknechtschaft und den Massenmord der Großstadt, und den Glanz als hohlen Schein erweisen, als den geraden Weg ins Verderben hinein. Auf diesem Punkte leistet gerade die Stadtmission mit ihrer Kenntnis der Kehrseite, von der die Hineingefallenen selbst nichts erzählen mögen, dem Dorfe die unentbehrlichsten Dienste und lehrt sie wieder die Güter ihrer Heimat schätzen, die keine Großstadt bieten oder ersetzen kann. Zudem ist's gerade eine tief gewurzelte ländliche Anschauung, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und manch ein Landmann hat auch die starke Empfindung, daß bei solchem Tempo des Fortschritts sich eines Tages alles überschlagen müsse. So wird man denn keineswegs auf Unverständnis stoßen, wenn man, wie der alte Dorfpfarrer in Wilh. Raabes „Hungerpastor" in seiner Weihnachtspredigt schildert, wie all dieser Glanz schon einmal dagewesen, das ganze große Reich des Augustus voller Reichtümer, Handel, Künste, ganz wie die heutige Welt, wie alle damals berückt

waren von dem Glanze, der noch nie dagewesen, und wie dann doch durch alles hindurch ein großer Hunger wie nie zuvor ging, davor die Seelen verschmachteten — alles wie heut! Diese ganze blendende Welt ist verschwunden, und die Zukunft lag gerade zu der Zeit in dem kleinen, weltenfernen Bethlehem. Es gehört zu dem Schönsten in der neuen Literatur, wie hier das Weltproblem dieses ganzen Buches seine Lösung findet in der schlichten Weihnachtspredigt eines Fischerdorfes.

Mit den einzelnen Zweifels-Gedanken wird man eher in der privaten Seelsorge zu tun haben. Manches schöne Beispiel solcher seelsorgerlichen Apologetik hat uns zum Beispiel Hesselbacher in seinen „Glockenschlägen" und in seiner „Seelsorge auf dem Lande" geboten, doch auch wohl stets mit ungewissem Resultat. Man muß zufrieden sein, wenn die Leute einen Eindruck davon erhalten, daß der Pfarrer denn doch ebenfalls in allem beschlagen und zu Hause ist und hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Es sind Versuche, Einzelfälle, die uns zunächst nur zeigen, wie sehr wir noch zu lernen haben. Wie kommen wir in die Gedanken unserer Leute hinein?

Direktes Fragen ist bekanntlich das sicherste Mittel, dem Landmann den Mund zu verschließen. Was er nicht von selbst äußert, das wird sich nicht erzwingen lassen.

Um zu solchen freien Aeußerungen Gelegenheit zu geben, hat Siems in Garstedt bei Hamburg einen Fragekasten eingerichtet, in den jeder, ohne seinen Namen zu nennen, seine Fragen werfen kann. Es ist erstaunlich, was alles in diesem Dorfe an ganz modernen Ideen, Zweifeln, ausgeprägtem Unglauben zutage gekommen ist. Der Fragekasten hat sich als vorzügliches Mittel bewährt, um das Dunkel aufzuhellen, und besser als irgendwelche Diskussionsabende Stoff gegeben für apologetische Arbeit. Aber das schließt nicht aus, daß er nicht anderswo, in einem andern Uebergangsstadium, völlig versagt. Denn im allgemeinen fällt dem Landmann das Aufschreiben noch weit schwerer als das mündliche Aussprechen. Diskussionsabende mit apologetischen Vorträgen setzen wieder eine schon hochgradig gebildete Landgemeinde voraus und würden anderswo mehr beunruhigen. Sie können zudem höchstens da in Betracht kommen, wo man schon über den fraglichen religiösen Zustand des Dorfes so orientiert ist, daß man auf ihn seinen Vortrag einstellen kann, aber nicht, um diesen Zustand erst kennen zu lernen.

Der einzige Weg, der überall eingeschlagen werden muß, ist der langsame, daß der Pfarrer sich in seine Gemeinde einlebt, ihr Genosse wird, nicht nur in der Kirche, sondern auch in ihren alltäglichen Gedanken und Berufssorgen. Dann wird er im Ver-

kehr, wenn man Vertrauen zu ihm hat, an einzelnen unwillkürlichen Aeußerungen, noch mehr an solchen Handlungsweisen, einen Blick in das Innere tun. Dann wird er durch Erzählungen, die, ohne Beunruhigung hervorzurufen, doch die religiösen Fragen streifen, den, der sich damit trägt, auch hervorlocken können, vorausgesetzt, daß seine Art dem Menschen Mut macht, sich auszusprechen, und nicht von vornherein den Mund verschließt. Drum scheinen mir gerade unsre kleinsten Dörfer die günstigsten Bedingungen für eine fruchtbare Aussprache zu bieten, wenn z. B. der Pfarrer an bestimmten Tagen aufs eingepfarrte Dorf geht und dort ein kleiner Kreis von Männern sich in vertrautem Gespräch zusammenfindet. Je kleiner, desto günstiger für das Herausgehen im Gespräch, und günstiger doch noch, als wenn er mit einem einzelnen zu tun hat, dem kein zweiter zu Hilfe kommen, das angefangene Wort weiterführen oder noch ein Tüpfelchen darauf setzen kann. Das ist nicht die Oeffentlichkeit, in der keiner den Mund auftut, sondern eine familiäre Gemeinschaft, wo einer am anderen warm wird und sich zugleich gedeckt fühlt.

Die Hauptsache wird immer die innere Stärkung der religiösen Kräfte sein, ohne irgendeine Aufregung, als ob unsre Sache in Gefahr sei. Das vielgeschäftige, nervöse Auftragen des Patriotismus, wie man es so

oft in Kriegervereinen beobachten kann, verrät oft nur die innere Unsicherheit. Hüten wir uns, in unsrer Apologie des Christentums in diese Manier zu verfallen! Immer im Hinblick auf die drohende Gefahr und doch in ruhiger Sicherheit werden wir die Punkte festigen und unterstreichen und mit ganzer Kraft hervorkehren, auf die es gegerade ankommt, nicht in Verteidigungsstellung, sondern so, daß es den Glaubenden nicht beunruhigt, vom Zweifelnden dennoch verstanden wird und für künftige Zweifel vorbaut, damit sie die Grundlage nicht erschüttern können. Das Religiöse gilt es zu wecken, nicht das Intellektuelle. Aber mit allem Großen und Bildenden in Gemeinschaft müssen wir kommen. Vor allem unsre Familienabende müssen es ausweisen, nicht nur daß uns alles Beste und Größte vertraut ist und wir es dem Dorfe bringen, sondern auch daß all die größten Geister und die höchste Kunst tief religiös und himmelweit entfernt von der seichten modernen Tagesansicht waren. Ohne daß wir es mit breiten Worten aussprechen, muß das ständig durch sich selber, durch die Tatsachen, die wir als ganz selbstverständliche Dinge bieten, reden. Nie aber darf auch nur der Schein entstehen, als wollten wir das Dorf zurückschrauben und von der Kultur ausschließen. Denn es will, wo irgend schon die neue Welt Eingang gefunden hat, vorwärts

und würde in der Kirche nur die Macht sehen, die es daran verhindern will, und in dem Glauben die Fessel, die den dummen Bauern ketten soll. Vielmehr als der wahre Hort der Freiheit von aller Menschenknechtschaft muß die Kirche dastehen und als Führer zu wahrer innerer Bildung muß der Glaube zu ihm kommen, indem er ihm seine sittliche Stellung und seinen Beruf in der neuen Zeit aufschließt und ihn so in neuen hohen Aufgaben seinem Gott gegenüberstellt.

Innere Kolonisation*)

von

Regierungsrat Kehrl in Frankfurt a. O.,
Direktor der Landgesellschaft „Eigene Scholle".

▽▽▽

Unter dem Namen „Innere Kolonisation" faßt man all die Bestrebungen zusammen, die darauf hinzielen, unser deutsches Vaterland durch Seßhaftmachung von Familien deutscher Herkunft zu bevölkern, die deutsche Landbevölkerung zu vermehren, entweder durch Nutzbarmachung und Besiedelung von Oedländereien, d. h. von Landgebieten, die bisher durch natürliche Einflüsse der Bewohnbarkeit und Bewirtschaftung entzogen sind, oder durch Verdrängung undeutscher, besonders slavischer Elemente und ihren Ersatz durch deutsche Ansiedler, oder durch Besiedelung von Landesteilen, die durch Abwanderung eine Abnahme der Bevölkerung zeigen. So werden in einigen Teilen unseres Vaterlandes,

*) Ausführliche Literatur ist angegeben bei Heidenhain: „Gründung und Leitung einer Kleinsiedlungsgenossenschaft", Heft 6 der Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation, Seite 28 ff. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin, 1910.

z. B. in Bayern, Hannover, Oldenburg die Flächen, die als Heide oder Moor bisher unkultiviert dalagen, meist auf Kosten des Staates oder mit seiner Hilfe urbar gemacht, in Wiesen, Weiden und Aecker umgewandelt, und das so gewonnene Neuland Ansiedlern zu Eigentum unter günstigen Zahlungsbedingungen übergeben. Weite Strecken Landes sind bereits auf diese Weise im Frieden erobert, und gerade in allerneuester Zeit ist man bestrebt, das Tempo dieser Eroberungen zu beschleunigen und den Umfang dieses Zweiges der inneren Kolonisation, bei dem es sich heute noch um rund 1½ Millionen Hektar handelt, zu erweitern.

Die Bestrebungen, die darauf hinzielen, slavisch-polnische Elemente durch deutsche zu ersetzen oder durch Verstärkung der deutschen Bevölkerung ein Gegengewicht gegen die Polonisierungsbestrebungen zu schaffen, sind unter dem Namen des Schutzes der Ostmarken allgemein bekannt. Sie betreffen hauptsächlich die preußischen Grenzprovinzen Posen und Westpreußen, wo besonders die zu diesem Zweck ins Leben gerufene Königliche Ansiedelungskommission aus Staatsmitteln Grundbesitz ankauft, ihn aufteilt und mit deutschen Familien besetzt.

Der dritte Zweig der inneren Kolonisation umfaßt diejenigen Bestrebungen, die der Entvölkerung des platten Landes in allen Landesteilen, durch Abwanderung der Landbewohner, insbesondere der Arbeiterbevölkerung

in die Städte und sonstige Industriegegenden steuern und die Einwohnerzahl des platten Landes verdichten wollen.

Alle drei Kolonisationsarten greifen vielfach ineinander über: So wird mit der Urbarmachung der Oedländereien und ihrer Besetzung mit Kolonisten zugleich der Entvölkerung des platten Landes entgegengearbeitet. Dasselbe gilt von der Aufteilung von größeren Besitzungen zu dem Zwecke, das deutsche Element gegenüber dem polnischen zu stärken, während umgekehrt die vorwiegende Absicht, der Abwanderung vom Lande zu steuern, in manchen Gegenden zugleich dem Kampfe gegen das Polentum dient.

Immerhin sind die auf Urbarmachung von Oedländereien und die auf Bekämpfung des Polentums gerichteten Kolonisationsbestrebungen der Natur der Sache nach doch mehr auf einzelne Gebiete beschränkt, mehr lokaler Art. Sie haben ihr Hauptgewicht in Gegenden, die besonders reich an unkultivierten Gebieten sind, und in den Ostprovinzen. Die Bekämpfung der durch die Abwanderung hervorgerufenen Entvölkerung des Landes ist dagegen für alle Teile unseres Vaterlandes bedeutsam, wenn sie auch in seinen mehr landwirtschaftlich genutzten Teilen eine besonders hervorragende Stellung einnehmen wird.

Es sei mir daher gestattet, im folgenden diesen letzteren Zweig der inneren Kolonisation,

d. h. die Bestrebungen, die darauf hinzielen, der allgemeinen Landflucht zu steuern, ausführlicher zu behandeln.

Ich bemerke, daß ich dabei im wesentlichen die preußischen Verhältnisse ins Auge fassen werde. Bevor ich jedoch dazu übergehe, die Mittel und Veranstaltungen vorzuführen, die das erstrebte Ziel, eine gesunde Bevölkerungsverteilung, herbeiführen sollen, möchte ich in kurzen Strichen ein Bild von dem Umfang der Landflucht und von den gegenwärtigen Zuständen, die sich als ihre Folgen entwickelt haben, entwerfen, und auf die Gefahren hinweisen, die diese Zustände in sich bergen.*)

Zwar hat nach der neuesten Volkszählung eine erhebliche Zunahme der Bevölkerung stattgefunden. Die Zahl der Einwohner Preußens ist in den letzten fünf Jahren von 37 293 593 auf 40 157 573, also um 2 864 038 gestiegen. Diese Zunahme ist aber vorwiegend nur den größeren und mittleren Städten und den westlichen, industriereichen Gebieten der Monarchie zugute gekommen. In dem mehr landwirtschaftlichen Osten geht in vielen Landesteilen die Bevölkerung stetig zurück, obwohl dort die höchsten Geburtsüberschüsse festgestellt werden

*) Die nachfolgenden Angaben und Zahlen sind zum größten Teil entnommen dem Vortrage des Regierungspräsidenten v. Schwerin: „Die Förderung der inneren Kolonisation in der Provinz Brandenburg usw.", veröffentlicht im Archiv für innere Kolonisation Bd. III, Heft 7.

konnten. In den Jahren 1895 bis 1900 haben 416 preußische Landkreise mehr als 1 Million Menschen, das sind 200 000 Menschen in jedem Jahr, an die Städte und Industriebezirke abgegeben. 1886 bis 1905 haben die Ostprovinzen einschließlich des Bezirks Frankfurt, jedoch ausschließlich Schlesiens und des Bezirks Potsdam, durch Abwanderung 940 000 Menschen verloren. Die Provinz Brandenburg steht dabei ungünstiger als der Durchschnitt der übrigen Ostprovinzen, wenn man die Umgebung Berlins außer Betracht läßt. Während z. B. in ganz Preußen die Zunahme der Deutschen auf 1000 ihrer Zahl von 1900 bis 1905 153,20 betrug, betrug sie im Regierungsbezirk Frankfurt nur 13,89. Durch die Untersuchungen Professor Serings über „die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande“*) ist festgestellt, daß die Kreise mit vorherrschendem Großgrundbesitz und Großbauerntum am stärksten von der Abwanderung betroffen werden. Die Bevölkerung ist von 1871 bis 1905 in den Landgemeinden und Gutsbezirken derartiger Kreise, z. B. in Rosenberg i. Westpr. um 15,3, Wohlau i. Schlesien um 17,2, Lebus um 12,8, Westprignitz um 10,1, Hadeln i. Hann. um 9,1, Schlüchtern i. Hessen-Nassau um 8,2 Proz. des Standes von 1871 zurückgegangen, während z. B. der Kreis Kottbus

*) Berlin, bei Paul Parey, 1910.

mit vorwiegendem Kleinbesitz eine Zunahme von 16,3 Prozent zu verzeichnen hat.

Der Bevölkerungsrückgang betrifft nicht nur das platte Land, sondern besonders auch die kleinen Landstädte. So sind von 33 Städten des Regierungsbezirks Frankfurt mit weniger als 5000 Einwohnern seit 1870 19 Städte an Einwohnerzahl zurückgegangen, eine Stadt von 4018 auf 2791; 14 sind in ihrer Entwicklung stehen geblieben oder haben nur eine ganz geringe Zunahme aufzuweisen.

Man kann die Folgen dieses höchst bedenklichen Rückganges, soweit sie staatliche Interessen unmittelbar berühren, unter zwei Gesichtspunkten betrachten, dem nationalen und dem wirtschaftlichen.

Zunächst ist die Tatsache zu beachten, daß unsere Städte eines ständigen Zustroms vom Lande her bedürfen, da die Sterblichkeit in den Städten größer als auf dem Lande ist und die städtische Bevölkerung absterben müßte, wenn sie nicht vom Lande her ergänzt würde. Ein Versiegen oder Nachlassen dieser Quelle würde also die schwersten Folgen für die Entwicklung der Städte und damit für unsere ganze kulturelle und industrielle Entwicklung zur Folge haben.

Ferner aber ist statistisch nachgewiesen, daß die Provinzen, in denen die Landwirtschaft überwiegt, bei weitem mehr wehrfähige Mannschaften stellen, als die Handels- und Industriegebiete. Würde z. B. bei Berücksich-

tigung der wehrfähigen Mannschaft von ganz Deutschland das Soll Preußens 100 betragen, so stellt es tatsächlich 106. Der Ueberschuß über den Durchschnitt beträgt in den einzelnen Provinzen z. B. in Ostpreußen 40 Proz., in Pommern 33 Proz., in Westpreußen 29 Proz. Berlin dagegen stellt nur 39 Proz. Rekruten, bleibt also um 61 Proz. hinter dem Durchschnitt zurück, Hamburg ebenso um 58 Proz. Der Rückgang derjenigen Bevölkerungsschicht, aus der wir unsere Soldaten in der Mehrzahl entnehmen, birgt eine große Gefahr für unsere Wehrfähigkeit, für die Möglichkeit, ein starkes Heer und eine starke Marine zu haben und damit im Besitz der politischen Macht zu bleiben, deren gerade unser Deutschland schon nach seiner geographischen Lage so dringend bedarf.

Eine weitere Folge der Abwanderung vom Lande ist die langsam, aber ständig fortschreitende Slavisierung durch Ausbreitung der inländischen und Zuwanderung von ausländischen Slaven, die allmählich in die durch die Abwanderung geschaffenen Lücken nachdrängen. So sind in Preußen vom 1. Oktober 1908 bis 1. Oktober 1909 593 000 Ausländer, davon 293 000 Polen legitimiert, d. h. bei der darüber ausgeübten Kontrolle angemeldet. Die Gefahr der Polonisierung macht sich neuerdings nicht mehr allein in den östlichen Grenzprovinzen bemerkbar, auch in den anderen Landesteilen hat sich die Zahl der Polen ständig vermehrt. Von 1871 bis 1905 ist sie in den Gutsbezirken

des Bezirks Potsdam in Prozenten der Bevölkerung von 0,9 auf 11,9, im Bezirk Frankfurt von 1 auf 8,9, im Bezirk Magdeburg von 3,2 auf 20,2 Proz. gestiegen.

Die wirtschaftlichen Folgen des Bevölkerungsrückganges auf dem Lande äußern sich hauptsächlich in dem Arbeitermangel. Der Arbeiter- und Gesindemangel macht sich sowohl in den Städten, die ja, wie gesagt, eines Zustroms vom Lande ständig bedürfen, als auch besonders auf dem Lande schwer fühlbar. Das Fehlen von ständigen Arbeitskräften bildet ja eine der schwersten Sorgen für die Entwicklung unserer Landwirtschaft. Gesinde und Arbeiter sind trotz immer höherer Löhne immer schwerer zu haben. Der Großgrundbesitz deckt seinen Bedarf, da das Land bestellt und abgeerntet werden muß, durch Heranziehen von ausländischen Arbeitern. Man muß sich aber nur vorstellen, was geschehen soll, wenn im Falle eines Krieges oder auch nur auf Grund von politischen Differenzen mit den östlichen Nachbarn die Grenzen für die ausländischen Arbeiter auch nur wenige Jahre lang gesperrt würden. Die notwendige Folge würde der Untergang eines großen Teils des Großgrundbesitzes und eine starke Verminderung unserer inländischen Produktion sein. Wir sind eben auf diesem wirtschaftlichen Gebiete der Arbeiterfrage schon in ziemlich starkem Grade abhängig vom Auslande geworden und werden es immer werden, wenn wir nicht Mittel finden, das Angebot

von inländischen Arbeitern durch Vermehrung der landsässigen Bevölkerung wieder zu verstärken.

Auch für die Industrie müssen heute schon in den größeren Städten ausländische Arbeiter herangezogen werden, da der Zustrom vom Lande nicht mehr genügt. Noch mehr machen sich aber die Folgen der Entvölkerung des Landes für die Kleinstädte fühlbar. Sie sind in ihrem Handelsverkehr und in ihrem Verbrauch am meisten auf das umliegende Land angewiesen, d. h. für sie bildet der Landmann aus der Umgegend einerseits den Käufer ihrer Handelswaren, den Kunden der Sparkassen, andererseits den Lieferanten ihrer Lebensbedürfnisse. Für beides kommt aber nicht der Großgrundbesitzer, der heute seinen Absatz und seinen Bedarf mehr in den Großstädten sucht, sondern der Kleinwirt, der für den nahen Markt produziert und dort seine Einkäufe macht, in Betracht. An solchen Kleinwirten ist aber vielfach Mangel und als Folge davon Verteuerung der Lebensbedürfnisse eingetreten. Die Verringerung der Zahl an Gutstagelöhnern und Mietern verringert andererseits die Zahl der Käufer in den Kleinstädten. Denn die an ihre Stellen getretenen Ausländer sind einmal in ihren Bedürfnissen an sich anspruchsloser, und dann suchen sie möglichst viel von ihrem Verdienst in ihre Heimat mitzunehmen, wo ihre Familien auf diesen Verdienst angewiesen sind. Nimmt man an, daß jeder

Ausländer nur 100 Mark in einer Saison erspart, so kann man damit rechnen, daß etwa 60 bis 70 Millionen als Arbeitslohn im Jahre ins Ausland fließen, die im Inland geblieben, gespart und zinsbar angelegt oder zur Befriedigung von Bedürfnissen besonders in kleinen Städten ausgegeben wären, wenn sie von inländischen statt ausländischen Arbeitern verdient wären. Wie sich tatsächlich diese Erscheinungen durch Rückgang der kleineren Städte bemerkbar machen, habe ich bereits erwähnt.

Ich glaube, daß schon dies oberflächliche Bild hinreichen wird, davon zu überzeugen, daß etwas geschehen muß, um diesen ungesunden und für unser Vaterland gefährlichen Zuständen abzuhelfen, und daß es sich hierbei nicht um das Interesse eines einzelnen Standes oder einer einzelnen Bevölkerungsklasse, etwa der Großgrundbesitzer, sondern um allgemeine nationale und wirtschaftliche Gefahren handelt, denen abzuhelfen unser aller Interesse fordert. Alle Kreise sind im höchsten Maße daran interessiert, daß wir eine Bevölkerungsverteilung erhalten, die eine ausreichende Ausnutzung unseres kulturfähigen Bodens verbürgt und für die Städte, für Heer und Marine den nötigen Nachwuchs sicher stellt.

Als Mittel, die vorhandene Landbevölkerung auf dem Lande festzuhalten, dienen außer den mannigfachen ländlichen Wohlfahrtsbestrebungen die Bestrebungen für Besserung der Kreditverhältnisse auf dem Lande und vor

allem die Maßnahmen zur Befestigung des ländlichen Grundbesitzes durch Regelung der Schuldverhältnisse, welche die Ueberschuldung, eine der Hauptursachen für das Schwinden einer seßhaften landwirtschaftlichen Besitzerklasse, beseitigen wollen. Ihr widmen sich u. a. die Deutsche Mittelstandskasse in Posen und die Deutsche Bauernbank in Danzig mit zunehmendem Erfolge.

Als wichtigstes und wirksamstes Gegenmittel gegen all diejenigen Ursachen und Neigungen, die die Menschen vom Lande weg und zur Stadt hinziehen, hat sich jedoch zu allen Zeiten der eigene Landbesitz erwiesen. Das ist im Altertum so gewesen, wie uns die Geschichte Athens, Spartas und des römischen Reichs beweist, und zeigt sich auch in der Gegenwart wieder. Das in allen Menschen gegenwärtig besonders stark entwickelte Streben nach Selbständigkeit findet, wie sich durch die Erfahrung immer überzeugender herausstellt, bei den unteren Bevölkerungsschichten seinen kräftigsten Ausdruck in dem Streben nach eigenem Grund und Boden, auf dem der Besitzer nach Gutdünken schalten und walten kann. Und deshalb hat sich auch die Befriedigung dieses Strebens als wirksamstes Mittel erwiesen, die Menschen wieder auf das Land hinauszulocken.

Die Wege, die man eingeschlagen hat, um die Wiederbesiedelung des Landes zu fördern, sind mannigfacher Art. Die Entwicklung ist jedoch im allgemeinen — abgesehen von

der staatlichen Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen —, dahin gegangen, daß die Aufgaben der Kolonisation immer mehr gemeinnützigen Privatveranstaltungen in den Rechtsformen von Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und Genossenschaften zugefallen sind. Sie sind in der Gegenwart neben den Generalkommissionen die Hauptträger der inneren Kolonisation im engsten Sinne. Ihre Arbeit besteht in der Schaffung von Bauern- und Arbeiterstellen. Die Formen, in denen dies geschieht, sind verschiedene. Da, wo ein billiger Kredit zur Verfügung steht, z. B. in den Provinzen Ostpreußen und Hannover, wo die Landesversicherungsanstalten aus den Mitteln, die ihr aus den Invaliditätsversicherungsbeiträgen zufließen, Gelder zu billigem Zinsfuß herleihen, werden auf dieser Grundlage ländliche Stellen ungefähr in derselben Weise eingerichtet, wie sonst Eigenbesitz unter Inanspruchnahme von Hypothekenkredit erworben zu werden pflegt. So arbeitet z. B. der Spar- und Bauverein zu Blumenthal, der sich die Seßhaftmachung der Industriebevölkerung an der Unterweser nördlich von Bremen zur Aufgabe gemacht hat.

Den weitaus größten Umfang nimmt jedoch in Preußen die Bildung von Bauern- und Arbeiterstellen in der Form von Rentengütern nach den Rentengutsgesetzen von 1890/91 ein. In dieser Form sind insbesondere die größeren und kleineren Ansiedlungsgesell-

schaften tätig, die in den letzten Jahren zur Schaffung von Bauern- und Arbeiterstellen, zum Teil mit finanzieller Beteiligung des Staates, der Provinz und der Kreise ins Leben gerufen sind und unter staatlicher Aufsicht arbeiten, wie die Ostpreußische Landgesellschaft in Königsberg, die Pommersche Landgesellschaft in Stettin, die gemeinnützigen Ansiedlungsgesellschaften in Hannover und in Schleswig-Holstein und die für die Provinz Brandenburg im vergangenen Jahre gegründete Landgesellschaft Eigene Scholle in Frankfurt a. O. Auch die Aktiengesellschaft Landbank in Berlin benutzt zum Teil die Form der Rentengüter für ihre Ansiedlungen. Neben diesen größeren, ihr Tätigkeitsfeld auf ganze Landesteile ausdehnenden Gesellschaften bedienen sich dieser Form noch zahlreiche andere kleinere Gesellschaften und Genossenschaften, die ihr Arbeitsfeld mehr lokal begrenzt haben, z. B. die Deutsche Kleinsiedelungsgenossenschaft in Ostrowo und zahlreiche Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften und gemeinnützige Bauvereine.

Alle diese Gesellschaften gehen folgendermaßen vor: Sie kaufen größere oder kleinere landwirtschaftliche Besitzungen, Rittergüter, Bauernhöfe, auch städtische Ländereien, mit oder ohne die zugehörigen Wirtschaften und Gebäude, teilen sie unter Anpassung an die Beschaffenheit des Bodens und an Art und Umfang der etwa vorhandenen Gebäude für eine Anzahl von groß- und kleinbäuerlichen, sowie

von Arbeiter-Stellen ein und veräußern diese als Rentengüter unter Vermittlung der Königlichen Generalkommissionen, nachdem die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse, wie die Verhältnisse von Kirche und Schule, die Wegeverhältnisse usw. gemäß dem Preuß. Ansiedlungsgesetz von 1904 geordnet sind. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß einzelne Parzellen oder z. B. die Restgüter auch durch Barverkauf ohne Rentengutsbildung verkauft werden.

Mit der Aufteilung geht die Förderung der Landeskultur auf allen Gebieten der Landwirtschaft Hand in Hand, denn die Gesellschaften und die Generalkommissionen beschränken sich, was besonders zu beachten ist, nicht auf die bloße Verteilung des Landes, sondern sorgen in den neuen Kolonien auch für Anlegung und Verbesserung von Wiesen, für Bodendrainagen, Aufforstungen, für gemeinnützige Einrichtungen aller Art wie Bullen- und Eberstationen, Feuerlöscheinrichtungen, Hebung der Geflügelzucht, Gründung von Spar- und Darlehnskassen und anderen Genossenschaften, Volksbibliotheken, für Belehrung der Ansiedler durch Wanderlehrer und Förderung der Einrichtung von Winterschulen und für Besserung des Versicherungswesens; sie statten die Gemeinden mit Land zur gemeinsamen Nutzung und die Ansiedler mit Saatgut, Kunstdünger, Obstbäumen u. dgl. aus und sorgen überhaupt dafür, daß die Ansiedler von vornherein wirtschaftlich so günstig wie möglich

hingestellt werden, wozu vom Staat reichliche Zuschüsse gegeben werden.

Einige wenige Zahlen mögen beweisen, einen wie großen Umfang die Ansiedlungstätigkeit im Wege der Rentengutsbildung gegenwärtig einnimmt.

Die Ostpreußische Landgesellschaft hat seit ihrem Bestehen bis zum 30. September 1909 508 Stellen mit 8107,92 ha, die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft bis 1. Januar 1910 1314 Stellen mit rund 26000 ha, die Landbank bis 1910 3054 Stellen mit 41757 ha gegründet. Rechnet man dazu noch die Tätigkeit der Königlichen Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen, die ihre Ansiedler in einer dem Rentengutsverfahren auf Grund der Gesetze von 1890/91 ähnlichen Weise ansetzt, und die schon von 1886 bis 1907 16999 Stellen mit 243112,42 ha geschaffen und berücksichtigt man ferner die Erfolge der zahlreichen anderen lokalen Ansiedlungsgesellschaften, so kann man wohl sagen, daß die praktische Arbeit auf dem Gebiete der inneren Kolonisation bereits Großes geleistet hat. Ein Netz gut eingerichteter Bauern- und Arbeiterstellen bedeckt schon heute weite Gebiete insbesondere unseres östlichen Vaterlandes.

Die segensreichen Folgen dieser Tätigkeit sind denn auch nicht ausgeblieben. Die Kreise, in denen viel angesiedelt ist, haben im Gegensatz zu allen anderen an Bevölkerungszahl nicht ab-

sondern zugenommen. Dies zeigen z. B. die pommerschen Kreise Lauenburg, Rummelsburg, Bütow, Belgard und Kolberg-Köslin. Die Einwohnerzahl von Gnesen, eine von Neuansiedlungen umgebene Stadt, ist von 1885 bis 1905 von 15 775 auf 23 726, also um 50,57 Proz. gestiegen, während sie in Rawitsch, wo sich keine Neuansiedlungen befinden, von 12 919 auf 11 404, d. h. fast um 12 Proz. gesunken ist. Jannowitz, mit Ansiedlungen umgeben, ist in derselben Zeit von 1215 auf 1891, also um 55,64 Proz. gestiegen, Zerkow, ohne Ansiedlungen, von 1924 auf 1631, d. h. um 15,23 Proz. gesunken. Von sieben Städten hat sich in den Nicht-Ansiedlungsstädten die Bevölkerung nur um 8,47 Prozent, in den Ansiedlungsstädten um 47,40 Prozent vermehrt. In sechs Städten sind die Spareinlagen um 235 Proz. gestiegen. Dementsprechend ist in den Ansiedlungsstädten der Marktverkehr wesentlich lebhafter, die Zufuhr an Vieh, zumal an Schweinen und an sonstigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen bedeutend reichlicher geworden.

Schon der Umfang und die Erfolge, die hiernach die Bildung von Rentengütern aufweisen kann, fordern zu einer näheren Kenntnis des Wesens eines Rentengutes auf. Ich glaube daher bei der Frage: „Was versteht man unter einem Rentengut?“ ein wenig länger verweilen zu müssen. Dabei will ich davon absehen, die juristische Konstruktion

dieses Begriffs näher zu erörtern, sondern mehr auf den Vorgang der Errichtung eines Rentengutes eingehen, ohne mich auch hierbei in Einzelheiten zu verlieren. Wer diese Einzelheiten sucht, den darf ich auf die darüber erschienenen zahlreichen Schriften verweisen. Eine sehr leicht verständliche Abhandlung über das Preußische Rentengut ist 1911 in der Deutschen Landbuchhandlung in Berlin von dem Geh. Ober-Justizrat Delius herausgegeben worden.

Nach dem preuß. Gesetz vom 27. Juni 1890 ist jeder berechtigt, von seinem Grundeigentum einen Teil, der mindestens einen halben Morgen betragen muß, gegen Zahlung einer jährlichen Rente zu veräußern. Der andere, der Rentengutsnehmer, wird Eigentümer der Parzelle und zahlt dafür den Kaufpreis nicht mit einer Summe, sondern mit einem jährlichen Betrage, den man sich etwa als Verzinsung des Kaufpreiskapitals vorstellen kann, eben die Rente. Hiermit ist dem Rentengutsnehmer, nennen wir ihn kurz den Käufer, sehr wohl gedient, denn er braucht für den Ankauf des Grundstücks nicht erst ein Kapital aufzubringen. Lediglich die jährliche Rente aufzubringen, wird ihm in der Regel leichter fallen. Anders steht es mit dem Verkäufer. Er muß sich mit dem jährlichen Rentenbetrag begnügen, während er häufig für seinen Betrieb des Kapitals dringend bedarf. Ihm dies zu verschaffen, bietet ihm das Gesetz vom 7. Juli 1891 die

Möglichkeit. Auf Antrag kann nämlich die jährliche Rente durch eine einmalige Kapitalsabfindung bis zur Höhe von 3/4 des Grundstückswertes abgelöst werden, d. h. der Verkäufer erhält anstatt der jährlichen Rente das Kapital, zwar nicht in bar, aber doch in Wertpapieren, die er jederzeit in Geld umsetzen kann, nämlich in 3½- oder 4prozentigen Rentenbriefen, die von den hierzu bestimmten Rentenbanken unter staatlicher Garantie ausgegeben werden. Diese Kapitalsabfindung wird von dem Käufer des Rentengutes in der Weise verzinst und getilgt, daß er seine jährliche Rente nunmehr nicht an den Verkäufer, sondern an die Rentenbank zahlt. Die Verpflichtung zur Rentenzahlung wird im Grundbuch an erster Stelle, also mit dem Vorrang vor allen anderen Rechten, eingetragen.

In der Praxis pflegt die Grundstücksübertragung gegen Rente und die Ablösung der Rente in einen Akt zusammenzufließen. Man kann sich daher den ganzen Vorgang auch so vorstellen, als ob die Rentenbank dem Käufer des Grundstücks ein Darlehen bis 3/4 des Grundstückswertes in Gestalt von Rentenbriefen, die der Verkäufer erhält, gewährt und sich von ihm die Verzinsung und Amortisation dieses Darlehns unter grundbuchlicher Verpfändung des Grundstücks versprechen läßt. Man nennt deshalb die Ablösungssumme wohl auch kurz Rentenbanksdarlehen.

Die Höhe des Rentenbankdarlehns wird, wie erwähnt, so berechnet, daß es 3/4 des Grundstückswerts nicht übersteigt, ebenso wie ja auch andere Kreditinstitute, Ritterschaften, Sparkassen usw. ein Grundstück nicht bis zur vollen Höhe des Taxwertes beleihen. Was von dem Kaufpreise auf diese Weise nicht aufgebracht ist, muß der Käufer dem Verkäufer bar bezahlen oder durch eine Restrente oder Resthypothek decken. Sie ist um so geringer, je mehr der Käufer bar anzuzahlen in der Lage ist.

Ein wichtiger Vorteil für den Käufer liegt noch darin, daß die Rente, von wenigen besonderen Fällen abgesehen, unkündbar ist.

Die Rentenbankrente beträgt bei Ausgabe von 3½prozentigen Rentenbriefen 4 Proz. der Ablösungssumme, und bei Ausgabe von 4prozentigen Rentenbriefen 4½ Prozent. Da die Rentenbank dem Inhaber der Rentenbriefe nur 3½ bzw. 4 Prozent zahlt, während sie von dem Käufer ein halbes Prozent mehr erhält, kann sie dies halbe Prozent zur Tilgung des Kapitals und zur Auslosung der Rentenbriefe verwenden. Die Tilgung ist in 60½ Jahren bezw. 56 1/12 Jahren vollendet, so daß dann keine Rente mehr gezahlt zu werden braucht, die Verpflichtung dazu im Grundbuch gelöscht werden kann, das Grundbuch also schuldenfrei wird. Zur Verhütung von Mißbräuchen z. B. des Verkaufs des Grundstücks zu Spekulationszwecken oder zur Verhinderung des Uebergangs der Stelle an Polen wird

zugunsten des Staates ein Wiederkaufsrecht und ein Vorkaufsrecht im Grundbuch eingetragen. Das ganze Verfahren der Rentengutsbildung wird vermittelt durch die Königliche Generalkommission, der insbesondere die Taxierung der Stelle, nach der sich die Höhe des Rentenbankdarlehns richtet, obliegt. Zu bemerken ist noch, daß das Rentenbankdarlehn nicht nur für den Grund und Boden, sondern auch für die Errichtung der Wohn- und Stallgebäude gegeben wird.

Ich möchte den Vorgang der Rentengutsbildung an dem Beispiele einer Arbeiterstelle klarer zu machen suchen. Nehmen wir an, ein Gutsbesitzer beabsichtigt, einem seiner älteren Arbeiter ein eigenes Haus mit einem Stück Acker zu Eigentum als Rentenstelle zu verschaffen und will ihm das Land hierfür mit 2 Morgen zu 350 M. pro Morgen verkaufen. Die Herstellung des Wohnhauses mit kleinem Stallgebäude möge 4000 M. kosten, so daß der Preis für Grund und Boden und Gebäude zusammen 4700 M. betragen würde. Dazu würden dann noch die Kosten der Grundstücksübertragung, u. a. die Gebühren der Generalkommission treten, die wir mit 100 M. veranschlagen wollen. Hiernach würde der Kaufwert des Grundstücks 4800 M. betragen, von dem $^3/_4$, also 3600 M. von der Rentenbank als Darlehen hergegeben werden könnte. Nun aber spielt in der Gegenwart bei der Rentengutsbildung noch der sogenannte Rentenbrief-

Kursverlust, den ich bisher noch nicht erwähnt habe, eine wichtige Rolle. Wie früher auseinandergesetzt, erhält ja der Verkäufer das Ablösungskapital von der Rentenbank in Rentenbriefen. Diese stehen aber, wenn es sich um die in der Praxis am meisten angewandten 3½prozentigen handelt, seit geraumer Zeit auf wenig über 90, d. h. für Rentenbriefe im Nennwerte von 100 M. erhält man beim Verkauf der Rentenbriefe nur etwa 91 M. Man kann nun dem Verkäufer nicht zumuten, daß er, wenn er die Rentenbriefe in Bargeld einlösen will, einen Kursverlust von nahezu 10 Proz. erleide. Aus diesem Grunde pflegt man den in Aussicht stehenden Verlust dem Rentengutskäufer aufzuerlegen, d. h. ihn als Kaufpreis so viel mehr zahlen zu lassen, als dieser Verlust beträgt. Der Rentenkursverlust ist in unserem Beispiel mit rund 400 M. einzusetzen, die zu dem oben berechneten Kaufpreise von 4800 M. hinzutreten, so daß der Gesamtpreis 5200 M. betragen würde. Hiervon würden ¾ = 3900 Mark durch das Rentenbankdarlehn gedeckt werden, so daß 1300 M. verbleiben. Ferner würde man bei einer Stelle von dieser Größe von dem Käufer verlangen, daß er etwa 600 M. aus seinem ersparten Vermögen aufzubringen in der Lage ist, denn nur Leute, die etwas erspart haben und zum Ankauf eines eigenen Heims verwenden wollen, sind der Wohltat des Rentengutskaufs würdig. Hiernach würden noch 700 M. durch eine Resthypothek zu decken

sein, die der Gutsbesitzer oder ein anderer herzuleihen hätte, wenn der Arbeiter nicht mehr in bar anzuzahlen in der Lage wäre.

Dieser Arbeiter hätte dann jährlich das Rentenbankdarlehn und die Resthypothek von zusammen 4600 M. mit 3½ Proz. zu verzinsen und ½ Proz. zu amortisieren, also jährlich 184 M. aufzubringen, was ihm bei Berücksichtigung der Ersparung der Miete und des Ertrages von 2 Morgen Land sicherlich nicht schwer fallen wird. In Wirklichkeit wird dieser Betrag sogar noch geringer, da der Staat für ländliche Arbeiterstellen Beihilfen gewährt, die die Zinsenlast um 25 bis 30 M. verringern.

Wir sehen an diesem Beispiel, daß es heute einem Arbeiter, der sich etwa 1000 M. erspart hat, leicht möglich ist, sich ein eigenes Heim zu schaffen, wenn ihm das nötige Land zu nicht zu teurem Preise zur Verfügung gestellt wird. Ist sein erspartes Vermögen größer, so kann er sich entweder die jährliche Zinsenlast durch eine größere Baranzahlung verringern oder eine größere Stelle erwerben. Für eine Handwerkerstelle würde ein Vermögen von etwa 2000 M. einschließlich des Wertes des Inventars und des Handwerkszeugs erforderlich sein, für eine Bauernstelle je nach ihrer Größe 6000 bis 12 000 M.

Ich habe diesen Gegenstand nicht nur wegen der Bedeutung, die das Verfahren der Rentengutsbildung durch den Umfang seiner Anwendung besitzt, ausführlicher behandelt,

sondern vor allem auch deswegen, um recht deutlich zu machen, wie leicht möglich es heute ist, ordentlichen Leuten mit wenig Barvermögen zum Eigentum an einer ländlichen Stelle zu verhelfen und so an der inneren Kolonisation mitzuarbeiten. Die Arbeit der größeren Siedelungsgesellschaften bedarf der Ergänzung. Sie sind in erster Linie dazu berufen, größere Objekte zu erwerben und für die innere Kolonisation zu verwenden. Nur bei Aufteilung größerer Besitzungen ist es ihnen möglich, ihre allgemeinen und besonderen Unkosten zu decken, ohne die Ansiedler wesentlich stärker zu belasten. Hier und da Einzelansiedlungen einzurichten, würde ihre Mittel und ihre Kreditfähigkeit zu stark angreifen und sie für ihre größeren Aufgaben untauglich machen. Die ebenso wichtige Kleinarbeit, die Gründung von Einzelstellen, muß ihnen von anderer Seite abgenommen werden.

In Preußen ist staatlicherseits diese Aufgabe den Kreiskommunalverbänden zugewiesen, die hierfür mit besonderen Mitteln unterstützt werden, ohne daß dadurch die Mitarbeit anderer ausgeschaltet werden sollte.

Aus verschiedenen Gründen eignet sich nun für diese Kleinarbeit besonders gut der Landpfarrer, zumal dann, wenn er, wie so häufig, Leiter einer Spar- und Darlehnskasse ist. Denn er besitzt durch seinen Wohnsitz und durch seine berufliche Tätigkeit die beste Kenntnis von Land und Leuten. Er ist, worauf es besonders an-

kommt, am besten in der Lage, die Gelegenheiten, Einzelstellen zu bilden, rechtzeitig zu erfahren, mag es sich um die Frage des Landerwerbs oder um die Personenfrage handeln. Er besitzt auch das Vertrauen, das erforderlich ist, um in anderen das Vertrauen zu dieser Art Eigentum zu erwecken. Dem Geistlichen, der sich nur die allgemeinste Kenntnis von den Vorbedingungen der Rentengutsbildung verschafft hat, wird es leicht sein, z. B. einem Landarbeiter oder Handwerker die Wohltat der Rentengutsbildung zuteil werden zu lassen. Es wird ihm dann oft gelingen, einen tüchtigen und brauchbaren Menschen, der aus irgendwelchen Gründen in die Stadt ziehen will oder muß, durch die Aussicht auf ein eigenes Heim im Dorfe festzuhalten. Er muß dazu einmal, wie gesagt, die allgemeine Kenntnis des Wesens der Rentengutsbildung besitzen, schon um den Bewerber darüber unterrichten zu können. Ferner muß für den nötigen Grund und Boden, etwa 1 bis 3 Morgen mittleren Kartoffel- und Roggenbodens, zu nicht zu teurem Preise, etwa 300 bis 500 M. pro Morgen, und endlich für ein Bauprojekt und Kostenanschlag gesorgt werden. Alles übrige wird sich, wenigstens in Preußen, bei der Bereitwilligkeit, mit der die Generalkommissionen und Landgesellschaften auf Anfrage mit Rat und Tat helfen werden, von selbst ergeben. Und ein Geistlicher, der nur das erste Mal die Unbequemlichkeiten der Verhandlungen und Schreibereien nicht gescheut

hat, wird für die nächsten Male so viel Erfahrung gesammelt haben und auch so viel Freude an dieser Arbeit empfinden, daß er sie nicht mehr als Mühe verspüren wird.

Noch leichter und wirksamer würde sich die Tätigkeit des Geistlichen auf dem Gebiete der inneren Kolonisation gestalten können, wenn sie gemeinsam mit einer am Orte befindlichen Spar- und Darlehnskasse ausgeübt würde, zumal wenn der Pfarrer selbst an ihrer Spitze stände. Einmal ständen ihm dann die bei Leitung einer solchen Kasse erworbene Geschäftsgewandtheit und einige Arbeitshilfskräfte, vor allem sachverständige Berater von vornherein zur Verfügung. Außerdem würde es ihm möglich sein, den für Errichtung der Bauten nötigen Zwischenkredit aus Mitteln der Spar- und Darlehnskasse zu besorgen. Die Bauunternehmer werden ja mit der Bezahlung ihrer Arbeiten nicht immer bis zum Aufkommen der Rentenbriefe, die von der Rentenbank als Baudarlehen erst nach Fertigstellung des Baues gegeben werden, warten können; sie werden schon häufig vorher zum mindesten Teilzahlungen haben wollen. Der Arbeiter ist natürlich auch nicht in der Lage, außer der Anzahlung, die zumeist wenig mehr als den Preis des Grund und Bodens decken wird, noch größere Mittel in bar für den Bau aufzubringen. Hier würde nun die Spar- und Darlehnskasse dem Arbeiter den erforderlichen Zwischenkredit geben, natürlich gegen Sicherstellung durch Verpfändung der später

aufkommenden Rentenbriefe und Eintragung einer Sicherheitshypothek auf dem Grundstück.

Eine Spar- und Darlehnskasse kann somit selbst als Ansiedlungsunternehmer auftreten, Grundstücke kaufen und sie im Wege der Rentengutsbildung für Arbeiterstellen oder auch für kleine Bauernstellen aufteilen. Auf diese Weise sind bereits in vielen Fällen die Spar- und Darlehnskassen mit gutem Erfolge den gewerbsmäßigen Güterschlächtern entgegengetreten. Die früher besprochene Erscheinung der Landflucht trifft ja in besonders starkem Grade die mittleren und größeren Bauerngüter, die zu groß sind, um ohne fremde Leute auszukommen und noch zu klein, um auf die Anwerbung ausländischer Arbeiter zurückzugreifen. Die Leutenot veranlaßt deshalb häufig den Besitzer einer solchen Bauernwirtschaft, zum Verkauf zu schreiten, auch wenn ihn seine Vermögensverhältnisse an sich nicht dazu nötigen, nur um den Unbequemlichkeiten und Aergernissen, die der Mangel und die Unzuverlässigkeit des Gesindes mit sich bringt, zu entgehen. Man kann diese Erscheinung lebhaft bedauern, aber daran etwas zu ändern, sind wir vorläufig, bevor es uns nicht gelungen ist, die Landbevölkerung und damit das Angebot an ländlichem Gesinde zu vermehren, außerstande. Wohl aber könnten wir heute schon verhüten, daß, wenn nun einmal verkauft werden muß, dieser Verkauf durch die gewerbsmäßigen Güterschlächter, also durch Personen geschieht, die die Interessen des Ver-

käufers und der Kauflustigen nur zu ihrem und ihres Geldbeutels Besten ausnutzen. Wir könnten diese Güteraufteilung in Bahnen leiten, in denen die Wahrung der allgemeinen Interessen, die Benutzung des Bauernlandes zur Herbeiführung einer gesunden Bodenverteilung und einer Vermehrung der landsässigen Bevölkerung, sowie die Wahrung der Einzelinteressen der dabei Beteiligten besser gewährleistet würde. Die größeren Besiedlungsgesellschaften allein sind aus den früher angegebenen Gründen hierzu nicht immer geeignet. Dagegen könnten die Geistlichen mit den etwa am Orte befindlichen Spar- und Darlehnskassen segensreich zur Bekämpfung des Güterschlächterwesens mitwirken.

Die ostpreußische Landgesellschaft hat hierfür folgendes Verfahren vorgeschlagen und mit gutem Erfolge mehrfach angewandt: Der Spar- und Darlehnskassenverein schließt mit der Landgesellschaft und dem Eigentümer einen Gesellschaftsvertrag dahin ab, daß alle drei gemeinsam die Aufteilung betreiben. Sie einigen sich über den Einstandspreis des Gutes, d. h. den Preis, unter dem nicht verkauft werden darf. Was mehr erreicht wird, wird geteilt. Eigentümer bleibt einstweilen der bisherige Besitzer, der die Wirtschaft ohne Störung bis zur Vollziehung der Aufteilung weiter führt. Jeder Kauflustige muß Mitglied des Vereins sein. Die auf dem Grundstück ruhenden Belastungen werden aus Mitteln der Landgesellschaft unter

Eintragung einer Sicherheitshypothek abgestoßen. Ist das Grundstück verkauft, so erteilt der Eigentümer den einzelnen Käufern Auflassung und die Landgesellschaft läßt die Belastungen und die Sicherheitshypothek löschen, unter gleichzeitiger Eintragung des Restkaufgeldes für den Verein.

Dies Verfahren bietet jedem Spar- und Darlehnskassenverein auch ohne Rentengutsbildung die Möglichkeit, dem Güterschlächterwesen entgegenzutreten und zugleich die Zahl ihrer Mitglieder zu vermehren. Natürlich kann die Rentengutsbildung mit diesem Verfahren kombiniert werden. Für Finanzierung eines derartigen Unternehmens — es handelt sich besonders um die Abstoßung der alten Hypotheken — werden die größeren gemeinnützigen Ansiedlungsgesellschaften, und, wo solche fehlen, die Kreiskommunalverbände bereit sein.

Noch in anderer Beziehung liegt gerade dem Pfarrer die Möglichkeit nahe, die Bestrebungen der inneren Kolonisation zu fördern. Häufig wird der für die Gründung von Arbeiterstellen nötige Grund und Boden fehlen, wenn Guts- oder Bauernland nicht zur Verfügung steht. Dann wird man zuweilen hierfür auf den Kirchen- oder Pfarrgrundbesitz zurückgreifen können. Natürlich wird das Kirchen- und Pfarrland nicht unter allen Umständen dazu geeignet sein. Vor allem wird dabei der Preis, zu dem das Land hergegeben werden kann, eine gewichtige Rolle spie-

len. Man wird in der Regel beim Verkauf zu Ansiedlungszwecken über einen Preis von 650 Mark pro Morgen nicht hinausgehen dürfen, also dabei bestenfalls mit dem erworbenen Kapital eine Verzinsung von 26 M. erzielen können. Wo nun bereits durch Verpachtung des Landes regelmäßig eine gleiche oder annähernd gleiche Einnahme für die Pfarr- und Kirchenkasse zu erzielen ist, würde der Verkauf zu Ansiedlungszwecken nicht unmittelbar ratsam sein, von den Aufsichtsbehörden auch schwerlich genehmigt werden. In vielen Fällen wird auch die örtliche Lage der Ländereien zu beachten und zu prüfen sein, ob sie nicht zu weit ab von der Dorflage liegen, so daß für die Ansiedlungen der sehr erwünschte Anschluß an die bestehenden Gehöfte nicht gebildet werden könnte, oder ob es nicht an dem vom Gesetze geforderten ständigen Zugangswege und an der Möglichkeit, einen solchen ohne große Kosten zu schaffen, mangelt.

Wo aber solche Hindernisse fehlen und Bewerber und Landeigentum reichlich vorhanden sind, während die Verpachtung nur zu geringen Einnahmen führt und mit großen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden ist, da kann wohl von dem Pfarrland kein besserer und vorteilhafterer Gebrauch gemacht werden, als es wenigstens zum Teil zur Ansiedlung von kleinen Leuten auf eigener Scholle aufzuteilen und so nicht nur ohne Schaden, sondern sogar mit Gewinn für die Kasse

der Kirchengemeinde oder der Pfarre nutzbar zu machen. An Stelle eines Pfarrackers, der beispielsweise durch Verpachtung nur 6—8 M. pro Monat bringt, was einem Kapital von rund 250 M. entspricht, würde bei einem Verkaufe für Bildung eines Rentenguts zu einem Preise von nur 400 M. eine Zinseneinnahme von 16 M. treten. In neuerer Zeit pflegte daher auch die Aufsichtsbehörde dem Verkauf von Pfarr- oder Kirchenländereien, wenn er unter so günstigen Umständen zur Bildung von Rentengütern erfolgen soll, keine Hindernisse entgegenzusetzen. Dem Bedenken, daß an Stelle des stets wertvoll bleibenden Bodens das in seinem Werte veränderliche Geldkapital trete, kann einmal entgegengesetzt werden, daß durchaus nicht das ganze Land aufgeteilt zu werden braucht. Dem stehen schon vornherein die Schwierigkeiten, die solche umfangreicheren Aufteilungen mit sich bringen, entgegen. Man hat daher mit Recht vorgeschlagen, jedesmal nur ein Zehntel des kirchlichen Besitzes für die Arbeiterstellen zu verwenden. Hierdurch wird in der Tat meistens den Bedürfnissen abgeholfen werden und zugleich erreicht werden können, für das übrige Land eine lebhaftere Nachfrage bei der Verpachtung herbeizuführen. Hiervon abgesehen kann der Gefahr einer Entwertung des Geldes auch in der Weise entgegengearbeitet werden, daß ein Teil der Zinseinnahme, etwa 1 Prozent, stets zum Kapital gelegt würde; die jährlichen Einnahmen würden

sich in dem erwähnten Beispiel auch dann noch günstiger als bei der Verpachtung gestalten.

Daß die Segnungen der Rentengutsbildung für kleine Leute sehr wohl mit den finanziellen Interessen der Pfarre im Einklang stehen, zeigt die Aufteilung des Pfarrackers durch den Oberpfarrer Jaehde in Kirchhain für die Zwecke der Ansiedlung von Arbeitern.

Oberpfarrer Jaehde*) hat mit Hilfe der Generalkommission in Frankfurt a. O. einen etwa 18 Morgen großen Plan des Pfarrackers bei Kirchhain in Rentengutsstellen zu je 1 Morgen aufgeteilt. Davon sind bis jetzt 6 Stellen besetzt, die nächsten im Bau. Für den Grund und Boden erhält die Pfarrkasse 650 M. pro Morgen in 3½prozentigen Rentenbriefen. Durch diesen Verkauf ist einmal gegenüber der früheren Verpachtung ein wenn auch geringer Vorteil in der Zinseneinnahme erzielt worden, dann aber vor allem in den Rentengutskäufern samt ihren Mietern neue Pächter für die noch übrigen Kirchenländereien gewonnen. Die Gesamtkosten einer Stelle einschließlich Kursverlust, Brunnen, Umwehrung und Kosten betrug rund 6900 M., die nach einer Anzahlung von 600 M. eine Rente von jährlich rund 250 M. erforderten. Sie werden von den Eigentümern

---

*) Archiv für innere Kolonisation Bd. II, Heft 4, Seite 317 f.

mit Hilfe der Mietseinnahmen aus der Oberwohnung und des Ertrages des etwa ¾ Morgen großen Gartens bequem aufgebracht.

Hieraus ergibt sich, daß gerade die evangelischen Geistlichen besonders in der Lage sind, die innere Kolonisation zu fördern. Sie sind aber auch daran aus einem Grunde, den ich bisher nicht erwähnt habe, besonders interessiert, ich meine den Einfluß, den die Bevölkerungsverteilung auf die religiösen und staatlichen Verhältnisse ausübt. Ich bin auf dies Moment bisher absichtlich nicht eingegangen, weil mir daran lag, die Interessen der verehrten Herren Anwesenden zunächst auf ein anscheinend außerhalb Ihres Gesichtskreises liegendes Gebiet zu lenken, möchte aber diese wichtige Frage nicht unberührt lassen.

Es wird ja niemandem zweifelhaft und gerade Ihnen, meine Herren, aus Ihrer Tätigkeit genügend bekannt sein, daß mit der Abwanderung unserer Arbeiterbevölkerung vom Lande eine Abkehr dieses unseres Volksteils von der Kirche, von der inneren und äußeren Betätigung der christlichen Religion leider eng verbunden ist. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich vor Ihnen dies näher belegen oder nähere Gründe dafür anführen, wie bedauerlich diese Tatsache für unsere Arbeiterbevölkerung und für unser ganzes staatliches Gemeinwesen ist. Nur auf eins möchte ich in diesem Zusammenhange hinweisen.

Eine ganze Reihe von Momenten sind es, die, zum Teil sich gegenseitig bedingend und treibend, unsere Industriearbeiter in großen Mengen der Kirche entfremdet haben und es so schwer machen, eine Aenderung dieser beklagenswerten Entwicklung herbeizuführen. Ich erwähne hier nur als Ursachen die Zusammenpressung großer Menschenmassen durch die Industrie an einen Ort und die daraus entspringende Schwierigkeit, guten erzieherischen Einfluß auf sie auszuüben, und im Zusammenhang damit die Vermehrung der Lockungen und Verführungen zur Oberflächlichkeit, die sich an solchen Plätzen im vermehrten Maße an die Arbeiter herandrängen; dazu dann die verderblichen, verhetzenden Einflüsse der Sozialdemokratie und ihrer Gesinnungsgenossen, die ja das größte Interesse daran haben, die Arbeiter ihres festen inneren Haltes zu berauben, um sie um so sicherer in die Gewalt ihrer Bestrebungen zu bekommen.

Wenn man nun andererseits feststellen kann, daß die Bevölkerung auf dem Lande im allgemeinen doch mehr auf dem Boden der christlichen Kirche stehen geblieben ist, so ist der Grund dafür nicht allein in der Abwesenheit der vorher erwähnten Einflüsse zu suchen, sondern vor allem auch in der grundsätzlichen Verschiedenheit desjenigen Zweiges der menschlichen Betätigung, der den größten Teil ihres Lebens ausfüllt, nämlich der Arbeit. Ich

will nicht sagen, daß ein Mann, der täglich bei einer rein mechanischen Arbeit beschäftigt ist, notwendig gegen religiöse Gefühle abgestumpft werden muß. Viele Beispiele beweisen das Gegenteil. Daß aber für den Durchschnittsmenschen, der z. B. sein halbes Leben lang täglich hundert oder tausend Male denselben Handgriff zu vollziehen hat, um seine Maschine dazu zu bringen, irgendein Maschinenteilchen herzustellen oder ein Fabrikat eine kleine Entwicklungsstufe höher zu bringen, daß eine solche Art Arbeit, deren Zweck er häufig nicht übersehen oder nicht achten kann, von vornherein einen schlechten Boden für religiöse Gefühlsentwicklung abgibt, wenn nicht starke Gegeneinflüsse vorhanden sind, kann ja kaum zweifelhaft sein. Dazu kommt, daß die Maschinenarbeit mit ihrem rein mechanischen Charakter, mit ihren durch menschlichen Geist berechneten weitreichenden Ketten von Ursache und Wirkung, in einem intelligenten Arbeiter, ohne daß er sich dessen bewußt zu werden braucht, allein durch die ständige Beschäftigung damit wohl leicht eine Art menschlich-geistigen Hochmuts erzeugen kann, der notwendig wahr-religiösen Gedanken von selbst entgegenarbeiten muß.

Wie anders steht es mit der Arbeit auf dem Lande! Abgesehen davon, daß die Menschen hier nicht so eng zusammenwohnen und schon deshalb für gute Einwirkungen leichter erreichbar sind, bietet auch die Landarbeit ihrer Art

nach einen besseren Boden für sittlich-ernste Gefühlsbetätigung dar. Es gibt keine landwirtschaftliche Arbeit, die nicht schon wegen ihres Zwecks in dem Arbeitenden das Gefühl der Befriedigung hervorrufen könnte, was man von der industriellen Arbeit — man denke nur an die Herstellung eitler Luxusarbeit — nicht immer sagen kann. Das hängt mit der wichtigen Grundbestimmung der Landarbeit, lediglich für die Ernährung des Volks zu sorgen, zusammen. Auch ist in der Landwirtschaft die Arbeitsteilung noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie den Arbeiter durch ewige Gleichförmigkeit gegen bessere Gefühle abstumpfen müßte. Und endlich, worauf es nach meiner Ansicht besonders ankommt, bringt gerade die landwirtschaftliche Arbeit den Menschen fast in jedem Augenblick so eng an den großen Zusammenhang der Dinge heran, daß sich der menschliche Geist bewußt oder unbewußt zu den großen Rätseln des Lebens und der Welt hinneigen und damit für religiöse Gedanken empfänglicher werden wird. Jede landwirtschaftliche Arbeit stellt den Menschen im Gegensatz zur Fabrikarbeit mitten in die Welt und das Wirken von selbständigen Organismen hinein, wo mit dem Kausalzusammenhang wenig erklärt werden kann und wo alle Entwicklung, z. B. das Wachstum der Pflanzen, auf das Zusammenwirken und gegenseitige Bedingtsein von mannigfachen Kausalreihen hinweist, das auch unseren klügsten Monisten

ewig unerklärbar bleiben wird. Wenn auch unbewußt, muß doch, wiederhole ich, bei jedem nachdenklichen Menschen die tägliche und stündliche Beobachtung des Unerklärlichen zu innerer Bescheidenheit führen und damit einen besseren Boden für religiöse Entwicklung abgeben, die Gedanken zur Gottheit und den hiermit verknüpften sittlichen Ideen, wenn auch vielleicht in den einfachsten Formen, leichter hinlenken, als die Beobachtung rein mechanischer Vorgänge.

Mit Recht können wir daher mit der Zeit einen Fortschritt auch auf religiösem und kirchlichem Gebiete von der inneren Kolonisation, soweit sie die Arbeiter betrifft, erhoffen. Und soweit es nicht erreichbar ist, allen Arbeitern die Möglichkeit des Landlebens zu verschaffen, so muß doch erstrebt werden, möglichst viele in die Lage zu versetzen, auf dem Lande wenigstens aufzuwachsen und dort einen Fonds an Gesundheit und an innerem Ernst zu sammeln, der später in ihnen und durch sie ein Gegengewicht gegen die in den Industriegebieten vorherrschenden, zerstörenden Tendenzen bilden kann.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möchte, Ihnen wenigstens im allgemeinen ein Bild von dem Wesen und von dem Umfang der inneren Kolonisation und ihrer Bedeutung für die Gesundung unserer nationalen, wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Verhältnisse verschafft zu haben.

Was kann der Dorfpfarrer vom Missionar lernen?

von

P. Siegfried Knak
Missionsinspektor in Berlin.

▽▽▽

Wer die Zeitschrift „Die Dorfkirche" von ihren Anfängen an verfolgt hat, wird mit Staunen den schier unerschöpflichen Reichtum bemerkt haben, den das dörfliche Leben trotz seiner engen Schranken in sich birgt, und der von dem rechten Dorfpfarrer eine Vielseitigkeit in seiner Bildung, seiner Beweglichkeit, seinem Verantwortungsgefühl nach der religiösen, kirchlichen und nationalen Seite hin fordert, wie es bis dahin nur wenigen zum Bewußtsein gekommen war. Das Dorf ist eine Welt für sich, in der die vergangene Geschichte unseres Volkes wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, in der alle Töne des deutschen und des christlichen Gemütslebens wiederklingen, in der die großen wirtschaftlichen und kirchlichen Kämpfe unserer Zeit geradeso gut wie in der Großstadt durchgekämpft werden müssen! Kein Wunder, daß die Dorfkirchenbewegung immer weitere Kreise in ihren Bann zieht.

Scheinbar in die entgegengesetzte Richtung werden die Gedanken gedrängt, wenn heute

immer energischer von seiten der Mission gefordert wird, der Pfarrer solle ernstes, planmäßiges Missionsstudium als eine seiner wichtigsten Berufspflichten betrachten. Kann man bei dem weltweiten Horizont der Mission unserer Tage noch Augen für die Eigentümlichkeiten dörflicher Kultur behalten? Wenn der Weltverkehr, der Welthandel, die Weltpolitik und die Weltmission die Zäune zwischen den Völkern niederreißen und zwischen den verschiedenen Kulturinseln der Erde eine Brücke nach der anderen schlagen, sieht es dann nicht wie eine Utopie aus, das dörfliche Leben in seiner Eigenart erhalten zu wollen? Kann das Dorf eine Welt für sich bleiben, wenn doch immer mehr „die Welt ein Dorf" wird? In der Tat, wem die Erhaltung der dörflichen Kultur Selbstzweck ist, der wird zur Weltmission kein vernünftiges Verhältnis gewinnen können und für ihr Studium keine Zeit haben. Aber so habe ich die Dorfkirchenbewegung nie verstanden. Wenn sie sich bemüht, die Kräfte des Dorfes in der Kirche zu erhalten und mobil zu machen, so hat sie dabei das Ganze unserer Kirche im Auge. Dann kann sie aber auch an der weltgeschichtlichen Aufgabe dieser unserer Kirche nicht vorbeigehen. Unsere Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern hat, vom Standpunkt der Reichs-Gottes-Geschichte betrachtet, nur dann ein Existenzrecht, wenn sie sich an jenem Wettbewerb aller geistigen Kräfte der Menschheit, in den wir eingetreten sind, wirksam beteiligt. So kann auch die Dorfkirchenbewegung letzten Endes kein anderes Ziel haben, als dies, die ländliche Hälfte unseres Volkes

mit der größten Hingabe und dem liebevollsten Verständnis für diese weltgeschichtliche Aufgabe erziehen zu wollen.

Schon darum muß der Dorfpfarrer Mission studieren. Es soll indes diese grundsätzliche Frage hier nicht weiter erörtert werden; vielmehr ist es ein praktischer Gesichtspunkt, unter dem ich dem Amtsbruder auf dem Dorf und speziell dem Freunde der „Dorfkirche" das planmäßige Studium der Mission empfehlen möchte, — nicht bloß das Lesen von Missionsschriften zum Zweck der Verwendung auf Festen, in den Missionsstunden und dergl., sondern das ernste Studium der Missionsgeschichte und der Missionsprobleme.

Schon in dem ersten Heft der „Dorfkirche" wurde angedeutet, daß der Dorfpfarrer sich in mancher Beziehung seiner Gemeinde gegenüber in derselben Lage befindet, wie der Missionar. Mit Unrecht ist seinerzeit dieser Vergleich bekämpft worden — als ob damit getaufte Christen zu Heiden degradiert würden! Als ob nicht auch viele Missionare mehr mit Christen, als mit Heiden zu tun hätten! Ich glaube vielmehr, daß, wenn der Dorfpfarrer sich einmal in die Rolle des Missionars hineindenkt, eine Fülle von Illusionen und oberflächlichen Urteilen, von Verständnislosigkeit, von unbegründetem Optimismus, aber ebenso von unberechtigter Verzagtheit schwinden, und statt dessen eine Menge fruchtbarster Fragen, Anregungen, Gesichtspunkte und Experimente zu Tage kommen werden. Der Grund dafür liegt darin, daß das religiös-sittliche Leben des Dorfes dem Seelsorger vielfach dieselben oder

ähnliche Probleme darbietet, wie auf dem Missionsfelde, nur daß sie auf dem letzteren schärfer gesehen und zu einem gewissen Abschluß gebracht werden können, weil in der Mission Christentum und heidnisches Volkstum sich fremder gegenüberstehen als in der Heimat, und dort die Lösung der Probleme nicht wie hier mit einem kirchengeschichtlichen Erbe belastet ist. Auf einige dieser Probleme soll im folgenden hingewiesen werden, wobei die Lehren, die sich daraus für uns ergeben, nur kurz angedeutet werden können.

I.

Einer der ersten und wichtigsten Punkte, die in der „Dorfkirche" behandelt wurden, war die Frage, ob die ländliche Seelsorge es mehr auf die Pflege der Einzelseele oder auf die Beeinflussung des dörflichen Gemeinschaftslebens absehen müsse,

Volkschristianierung oder Einzelbekehrung?

Hier Wohlfahrtspflege, dort Pietismus! Hier macht man geltend, daß der Bauer es als Vermessenheit und Sünde empfindet, anders sein zu wollen, als die Gesamtheit, aus der Masse zu ragen, von Gewohntem abzuweichen, weil er in stärkerem Maßstab als der Städter an das Ganze gebunden ist, dem er als Glied angehört. Will man also den Landmann seelisch ländlich erhalten, so gilt es, das Ganze zu christianisieren, nicht den einzelnen besonders. Pietismus und Methodismus aber sehen gerade in der Gewohnheit, im Masseninstinkt ein Haupthindernis wahren Innenlebens; das sei

ein Hauptschade der Volkskirche, daß sie an Stelle persönlichen Glaubens kirchliche Sitte setze. Keine wahre Hinkehr zu Gott, ohne Loslösung vom Gewohnheitschristentum. Individuelle Seelenpflege, nur sie hat Wert!

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die moderne evangelische Mission diese Frage denkbar gründlichst durchgekämpft und für jeden, der für die Lehren der Geschichte sich nicht grundsätzlich die Ohren verstopft, ein für allemal gelöst hat. Zinzendorf stand dem Gedanken der Volkschristianisierung gewiß so fern wie möglich. Er wollte „Seelen für das Lamm werben" und gab dementsprechend seinen Missionaren die Weisung auf den Weg, unter den Heiden „Corneliusnaturen" zu suchen, „Leute mit einer glücklichen, natürlichen Disposition zu einem rechtschaffenen Wesen". Die Gewonnenen sollten dann zu einem Gemeindlein zusammengeschlossen werden. Ueberaus lehrreich ist es nun, zu sehen, wie die Brüdergemeine trotz der ernstesten Bemühungen, dieses Ideal zu verwirklichen, doch durch ihre Erfahrungen geradezu gezwungen wurde, es aufzugeben und die Volkschristianisierung auf ihr Programm zu setzen. David Zeisbergers Verfahren ist typisch dafür. Zuerst nahm er's mit der Vorschrift Zinzendorfs sehr ernst. Als die Bewohner von Goschgoschünk, von der Taufe der Erstlinge ergriffen, in allgemeiner Ratssitzung den gemeinsamen Uebertritt sämtlicher Ortsangestellten zum Christentum beschlossen, lehnte er das ab; jeder sollte mit sich allein Rat halten. Ganz anders sehen wir ihn in seiner späteren Tätigkeit nach 1770 vorgehen. In

den Tälern von Ohio gründete er vier Indianerniederlassungen, in denen er das Volk als Ganzes christlich beeinflußt und bewußt auf die Bildung einer Volkskirche hinarbeitet. Und hier erntet er die Erfolge, die ihn als den großen Indianermissionar bekannt gemacht haben. Die freiheitsliebenden Indianer nehmen seine Gemeindeordnung an, in der es heißt:

„Niemand darf sich unter uns anbauen, ehe die Lehrer es erlauben und die Helfer es geprüft haben. Wir wollen unseren Lehrern und Helfern gehorchen, die angestellt sind, Ordnung in den Versammlungen, den Dörfern und Feldern zu halten. Wir lassen keine berauschenden Getränke zu. Wer auf einen Jagdzug oder auf Reisen geht, soll es den Aeltesten melden. Junge Leute dürfen nicht heiraten ohne Einwilligung der Eltern und des Geistlichen. Wir wollen in keinen Krieg ziehen und nicht kaufen, was im Kriege geraubt ist."

Dieser Uebergang von der Einzelbekehrung zur Volkschristianisierung, wie er sich in Zeisbergers Lebenserfahrungen vollzogen hat, ist keine vereinzelte Erscheinung in der Missionsgeschichte. Sie wiederholt sich auf allen Missionsgebieten. Sie trat oft trotz des ernstesten Widerstrebens der Missionare ein, sobald sie es mit der zweiten und dritten christlichen Generation zu tun hatten. Die Kindertaufe ist überall die Mutter der Volkskirche, und so finden wir in Grönland und Westindien, bei den Karenen und auf Madagaskar, in der Pariser Basutomission, bei den Kols in Indien, den Batak auf Sumatra, in der Minahassa und in ganz Südafrika fertige oder werdende Volkskirchen an.

Angesichts dieser Tatsachen werden wir das abfällige Urteil über unser Volkskirchentum, das man vielfach in den Gemeinschaftskreisen hören kann, nicht unterschreiben. Es ist keine Mißbildung, sondern entspricht einem Naturgesetz im Reiche Gottes. Auf dem Lande, wo wir das Volkskirchentum noch in seiner stärksten Ausbildung haben, werden wir uns verpflichtet fühlen, es zu pflegen, anstatt es als Gewohnheitschristentum zu verachten und zu bekämpfen.

Freilich glaube ich, daß diese Lehre der Missionsgeschichte nur unter einer Bedingung nützlich und nicht schädlich wirken kann, nämlich nur dann, wenn wir bereit sind, uns auch die Gefahren des Volkskirchentums von den Missionskirchen recht deutlich machen zu lassen. Es ist z. B. eine oft wiederholte Erfahrung auf dem Missionsfelde, daß nur die Kirchen innerlich gesund sind, die den Missionstrieb haben und pflegen. Altmeister Warneck hat uns gelehrt, eine Missionskirche nur dann als selbständig anzusehen, wenn sie neben der Selbsterhaltung und Selbstverwaltung auch die Selbstausbreitung pflegt. Die „große Missionszeit", in der wir stehen, richtet ganz offensichtlich die Frage an unser Volkskirchentum, ob sie dieses kräftigste Lebenszeichen einer gesunden Volkskirche verweigern oder betätigen will? Es sollte ferner nicht bestritten werden, was in dem ersten Jahrgang der „Dorfkirche" einmal ausgeführt wurde: daß für das Christentum der Einzelne die Kategorie ist. In den gesunden Missionskirchen sind überall die Erstgetauften christliche Persönlichkeiten gewesen, denen der Glaube Herzenssache genug geworden

war, um den Bruch mit der vaterländischen Sitte zu vollziehen. Aber, auch wenn der christliche Gedanke innerhalb eines Volkes moralisch gesiegt und damit der Assimilationsprozeß begonnen hat, bleibt das Gemeindeleben nur dann gesund, wenn Einzelseelsorge getrieben und der einzelne zum persönlichen Verkehr mit Gott geführt wird. Deshalb darf die Volkskirche gewiß nicht als das Ziel, sondern als ein Weg, um die Einzelnen zu erreichen, angesehen werden. Sie ist, sozusagen, der Umschweif der Geschichte, um nicht bloß einzelne hervorragend religiös Veranlagte, sondern jeden Einzelnen vor die bewußte Willensentscheidung für oder wider Gott zu stellen.

Aber unter dieser Einschränkung darf man sich gewiß auf die Mission berufen, wenn man sich bemüht, Kirche und Volkstum miteinander zu vermählen. Gerade dazu möchte ich durch meine Darlegungen Mut machen, daß stärker als bisher versucht werde, dem ganzen kirchlichen Leben auf dem Lande ein volkstümliches Gepräge zu geben. Was auf diesem Gebiet manchem Landpfarrer übelgenommen wird, wird auf dem Missionsfelde nicht bloß hier und da, sondern überall und planmäßig ausgeübt in so weitem Umfange und mit so großer Bewegungsfreiheit, daß ich überzeugt bin, selbst die Freunde der „Dorfkirche" werden von der Praxis der Missionare in dieser Beziehung noch lernen können. Es ist ja ein ausgesprochener Grundsatz aller Missionsleitungen, daß in dem sich bildenden Christentum eines früher heidnischen Volkes seine natürliche Eigenart nicht fehlen, sondern gleichsam verklärt oder ge-

läutert sich wiederfinden muß. Und gerade der deutsche Missionar kann in seinem ernsten Bemühen, in das Geistesleben seiner Schutzbefohlenen einzudringen und ein volkstümliches und darum dauerhaftes Christentum zu pflegen, für diese Arbeit geradezu vorbildlich sein.

Einige Beispiele mögen es erläutern: Welche unsägliche Mühe war und ist für den Missionar aufzuwenden, um in die Sprache eines Volkes einzudringen; nicht nur, um sich notdürftig verständlich zu machen, sondern um des Geistes dieser Sprache Herr zu werden und um die richtigen Anknüpfungspunkte für die biblischen Begriffe zu finden. In der Schambalasprache heißt glauben „tozesha".

Die Missionare fanden dies Wort nach vielen vergeblichen Bemühungen sozusagen zufällig. Einem Knaben wollte der Missionar die Drüsen schneiden. Seine Kameraden suchten ihn mit aller Gewalt von dieser gefährlichen Operation zurückzuhalten. Der Knabe aber hatte bereits genug Vertrauen zu der Kunst und der Güte des Missionars, um standzuhalten. Da hörte der letztere, wie die Knaben unter sich sprachen: „Er verachtet uns, er hält die Worte des Europäers ganz fest." Dieses Ganz-fest-Halten heißt tozesha.

Bekannter ist vielleicht das Erlebnis des Barmer Missionars Hoffmann, der aus einem Gespräch mit einem Papua, aus der Redewendung „mit dem Herzen sehen", das Wort für glauben fand. So nötigen allein schon die Sprachnöte den Missionar auf Schritt und Tritt, in die Denkweise, den Charakter des ihm anbefohlenen Volkes einzudringen. Auch wir würden durch intensivere Beschäftigung mit dem Plattdeutschen nicht bloß interessante Sprach-

kenntnisse sammeln, sondern sicherlich auch dem Geist unserer Landleute näher kommen. Ein Freund von mir, der das Plattdeutsch von Kind auf sprach, pflegte seine Predigten erst ins Plattdeutsche zu übersetzen, nicht um sie so zu halten, sondern nur, um die Probe darauf zu machen, ob das, was er sagen wollte, volkstümlich gesehen und volkstümlich ausgedrückt war. Auf der gleichen Linie liegt der bekannte Ratschlag, die theologischen, ja überhaupt die ausschließlich biblischen Ausdrücke einmal grundsätzlich zu vermeiden und sie durch volkstümliche, wenn auch umständlichere Wendungen zu ersetzen. Eine Predigt über den Glauben, in der das Wort „glauben" nicht vorkommt, kann gewiß gerade die Sache dem Denken der Hörer näher bringen, als einwandfreie theologische Formulierungen. Was der Missionar aus Not tut, weil es eben viele biblische Worte in der Eingeborenensprache nicht gibt, sollten wir, mehr als es geschieht, um der eigenen Kontrolle und um der tieferen Wirkungen, die damit erzielt werden, ausüben.

Mehr als der Dorfpfarrer pflegt der Missionar aus dem gleichen Grunde seiner Predigt Lokalkolorit zu geben. Bibelworte oder Gleichnisse, die unsere kulturellen oder wirtschaftlichen Verhältnisse voraussetzen, würden wirkungslos verfliegen, wenn sie nicht zugleich mit der Sprache auch das Vorstellungsgewand wechselten. Das Gleichnis vom Säemann kann der Papua in diesem Gewand nicht verstehen; denn er kennt überhaupt keinen Ackerbau. Da

heißt es entweder auf eine Fülle der wichtigsten Bibelstellen verzichten, oder sie in die Verhältnisse der Eingeborenen zu übersetzen.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter wird kein Missionar entbehren wollen, und doch würde es in seinem biblischen Gewande oft nicht verstanden werden. Der Missionar Kruyt auf Celebes arbeitete unter den Toradja, deren Feinde die benachbarten Tokinadu waren. So erzählte er anstatt von einem Samariter, von einem Tokinadu, der nach der Küste ging, um Handelsartikel zu kaufen. Auf dem Rückweg wird er überfallen und beraubt. Ein Tokinadu nach dem anderen geht an ihm vorüber, ohne von seinem Landsmann Notiz zu nehmen. Endlich kam ein Toradja, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, und er verband ihm seine Wunden. „Nein," unterbrachen die Toradja, seine Hörer, ihn, „das tut keiner. Ein Toradja, der einen Tokinadu wehrlos daliegen sieht, schneidet ihm seinen Kopf weg und trägt ihn im Triumph nach Hause." Nun hatte der Missionar seine Hörer da, wo er sie haben wollte; als er nun fortfuhr: „Ja, das tatet ihr einst. Aber so, wie ich es erzähle, wird es sein, wenn ihr Christen geworden seid," gaben sie ihm zur Antwort: „Dann müßten erst unsere Herzen verändert werden." Ich vermute, daß mancher Dorfpfarrer den Missionar um diese Wirkung seiner Predigt beneiden wird.

Vielleicht scheint es manchem zu weit gegangen, wenn ich die Meinung ausspreche, wir sollten unsere deutschen Märchen besser zur Illustrierung biblischer Wahrheiten benutzen, als wir es tun. Liegt nicht vielen Märchen, wenn auch noch verhüllt, der Erlösungsgedanke zugrunde: Dornröschen, die sieben Raben, Froschkönig und eiserner Heinrich? Beruht nicht das Märchen von den Sterntalern auf der tief-

innerlichen Freude unseres Volkes an einem Glauben, der zugleich kindlich und zugleich heroisch ist, von nichts Halbherzigem wissen will, sondern sich ganz hingibt? Es verhält sich oft Märchen und Evangelium wie Weissagung und Erfüllung, wie Ahnung und Offenbarung. Unsere Missionare tragen kein Bedenken, die hier sich darbietenden Anknüpfungspunkte nach Kräften auszunützen. Vor kurzem erfreute uns ein Missionar durch den Aufriß der Osterpredigt eines schwarzen Helfers, der das Drachenmärchen der Bantu benutzte, um Kreuzigung und Auferstehung eindrucksvoll ans Herz zu legen.

Recht spät erst ist man in der missionarischen Arbeit auf die Bedeutung des Volksliedes aufmerksam geworden. Es ist begreiflich; denn die Volkslieder der primitiven Völker sind vielfach mißverständlich und meist sehr unsauber. In der Regel hat man daher deutsche Choräle oder Volkslieder in die Eingeborenensprache übersetzt und sie nach deutschen Melodien singen lassen. Dann aber machte man die Beobachtung, daß Lieder, nach den Melodien der Eingeborenen gesungen, geradezu überraschende Wirkungen hervorriefen. Die als hartherzig verschrienen Kaffern brachen bei solcher Gelegenheit in Tränen aus. Badschans und Kirttans, die den Missionaren zunächst wegen ihres heidnischen Kolorits unerträglich waren, haben sich in den Christengemeinden Indiens aus ähnlichen Gründen ihren Platz erobert und den Missionaren Gelegenheit gegeben, ungeahnte Einblicke in die Gemütswelt ihrer Schutzbefohlenen zu gewinnen. Heute spricht man es offen aus, daß in den Fabeln, den Volksliedern, den

Sprichwörtern, die wir in großen Mengen aus Afrika kennen, die Seele des afrikanischen Negers offen vor uns liegt, wie ein aufgeschlagenes Buch. Es ist wohl wert, daß alle, die sich um die Seelenpflege unseres deutschen Landvolkes bemühen, gleichen Fleiß tun, in die doch viel reichere geistige Welt einzudringen, in der das deutsche Gemüt seinen ursprünglichsten und reinsten Niederschlag gegeben hat.

Einem wirklich tiefen Verständnis für die Eigenart unseres Landvolkes und darum einer innigeren Durchdringung unseres Volkstums mit dem Sauerteig des Evangeliums steht kaum etwas anderes so hinderlich im Wege, als der Aberglaube, daß wir im großen und ganzen unser Volk kennen, weil wir selbst dazu gehören. Versetzt sich der Dorfpfarrer einmal in die Rolle des Missionars und versucht von dessen Vorbild zu lernen, so wird ihm zweifellos erst recht klar werden, wie tief der Graben ist, den die moderne Kultur zwischen ihm und der Geisteswelt der Landleute gezogen hat.

II.

Ein heiß umstrittenes Gebiet der Dorfkirchenbewegung ist die **Sitte.** Soll man sie pflegen, neu beleben, als Helferin begrüßen, oder sind Sitte und persönliches Christentum unversöhnliche Gegensätze? Auch auf diesem Gebiet ist die Mission viel weitherziger, als in der Regel die ernsten Vertreter lebendigen Christentums unter unseren Dorfpfarrern. Die grundsätzliche Stellung der Sitte gegenüber ergibt sich freilich von selber, wenn man Volkschristianisierung nicht mehr als eine der Einzel-

bekehrung entgegengesetzte Methode betrachtet. In der Sitte verkörpert sich ja das bisherige Volkstum. So darf man an ihr selbstverständlich nicht vorübergehen, wenn man nur im volkstümlich gewordenen Christentum die Gewähr für seine Dauer findet. Dennoch verdient dieses Gebiet es, daß wir noch besonders den Finger darauf legen. Daß die Sitte eine erstaunliche Fülle volkserhaltender Kraft aufspeichert, das geht ja gerade mit besonderer Deutlichkeit aus den heidnischen Zuständen hervor. Das zäheste Volk der Erde sind die Chinesen. Zweifellos verdankt dieses Volk seine bisher beispiellose Dauerhaftigkeit dem Umstand, daß es, wie kein anderes, die Sitte gepflegt hat. Als Erneuerer der Sitte hat Confuzius seine einzigartige Bedeutung für China. Jeder chinesische Missionar weiß, daß er aufs sorgfältigste Brauch und Herkommen kennen und wahren muß, wenn er wirken will, er weiß, daß ihn sonst auch die feinsten europäischen Sitten nicht vor dem Urteil des Chinesen schützen können, er sei ein Barbar. Wie seltsam nimmt sich demgegenüber die Unwissenheit und Geringschätzung aus, mit der vielfach der Dorfpfarrer auf die Sitten und Bräuche seines Landvolkes herabsieht! Er sollte sich recht tief von dem Gefühl durchdringen lassen: „Hic ego barbarus sum". Der Missionar weiß recht wohl, daß er die heidnische Sitte nicht bloß deshalb hüten muß, weil er sich sonst um seinen Kredit brächte, sondern weil sie trotz aller Schwierigkeiten, die sie ihm bereitet, dennoch im gewissen Sinne ein Johannes der Täufer ist für den Christus, den er predigt. Selbst solche

Sitten und Bräuche, die zweifellos mit der heidnischen Religion zusammenhängen, sieht der Missionar keineswegs immer mit Freuden scheiden.

Die Wabena im Njassalande hatten, ehe die Deutschen kamen, einen heiligen Hain, den nur Priester und Häuptlinge betraten. Mit ehrfurchtsvoller Scheu vermied das Volk, ihn zu betreten. Das war gewiß heidnische Sitte. Aber wenn sich jetzt die jungen Leute in dem einst heiligen Hain ihr Brennholz suchen, so sehen wir darin ein Symptom der Zersetzung, das wir vom missionarischen Standpunkte bedauern. Die Berührung mit den Weißen hat, ohne deren Absicht, aufklärend auf die Eingeborenen gewirkt und die Ansätze zur Ehrfurcht zerstört, die in jener Sitte sich äußerten.

Grundsätzlich versuchen wir auf dem Missionsfelde keine bestehende Sitte zu zerstören, wenn wir nicht eine bessere an ihre Stelle setzen können; und wo sich die Volkssitte mit heidnischer Religion verbunden hat, ja, selbst wo sie, vom christlichen Standpunkt aus beurteilt, unsittliche Elemente enthält, suchen wir sorgsam das Gute vom Bösen zu scheiden und die bewahrende Kraft der Sitte als Vorspann für christliche Lebensformen zu benutzen. Es besteht sogar eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob es richtig sei, die bei vielen afrikanischen Völkern übliche Beschneidung restlos zu bekämpfen. Sie ist nach der Ueberzeugung mancher Missionsleitungen trotz aller ihrer unerfreulichen Elemente zugleich das Mittel, durch das der Zusammenhang des Volkes als eines Ganzen gewahrt wird. Die Polygamie ist gewiß mit biblischen Grundsätzen unvereinbar, und doch ist sie teils

mit den wirtschaftlichen Formen der alten Zeit so verwachsen, teils als die heidnische Form einer geordneten Ehe so wertvoll zur Vermeidung von Schlimmerem, daß nicht überall die Taufe von Polygamisten ohne weiteres abgelehnt wird. Der chinesische Ahnendienst ist zweifellos aus heidnischen Religionsvorstellungen hervorgegangen und erfüllt mit der Geisterfurcht, die mit dem Glauben an Jesus schlechterdings unvereinbar ist. Dennoch ist er zugleich die Form, in der eine der stärksten aufbauenden Kräfte Chinas sich kundgibt, nämlich die Ehrfurcht vor den Eltern. Die letztere darf man gewiß den christlichen Gemeinden nicht nehmen. Die Gräberfeste sind zwar durch das sich anschließende Götzenopfermahl mit dem Heidentum verbunden, sie sind aber zugleich Familien- und Stammesfeste. So unterscheidet man in der Mission die Beteiligung an der Ahnenanbetung (Darbringung von Speisen, Verbrennung von Rauchwerk und Papiergeld, Kotau vor dem anwesend gedachten Geiste) und das Familienmahl zu Ehren der Ahnen, das sich daranschließt. Von dem ersteren halten sich die Christen fern, an dem letzteren beteiligen sie sich. Nirgend vielleicht steht die Sitte der Evangelisation so entgegen, wie infolge des Kastenwesens in Indien. Die Kaste beruht zweifellos auf heidnisch-religiösen Vorstellungen. Aber sie ist zugleich die Form, in der die Gliederung des Volkskörpers zutage tritt. Sie gehört nicht bloß in das Gebiet heidnischen Aberglaubens, sondern ebenso in das heidnischen Volkstums hinein. So kommt es, daß auch in diesem Fall die evangelische Mission keines-

wegs einmütig die Bekämpfung und Auflösung der Kaste auf ihre Fahne geschrieben hat. Der frühere Direktor der Leipziger Mission, Dr. Graul, war bekanntlich der Meinung, daß die Kaste mit christlichem Geist erfüllt werden könnte. Freilich ist er deshalb scharf angegriffen worden. Aber nur aus der Ueberzeugung heraus, daß die Kaste vom Heidentum nicht zu trennen sei, während man grundsätzlich darin einig war, daß alle volkstümlichen Kräfte, deren Heidentum nicht wurzelecht ist, von der Mission erhalten werden sollten. Die Bekämpfung der Sklaverei, die gar nicht überall sofort nur segensreich gewirkt hat, hat der Mission die Ueberzeugung gebracht, daß es ein Fehler ist, auf dem Gebiet der Sitte irgend etwas niederreißen zu wollen, ohne etwas Besseres an die Stelle setzen zu können. Und die beständige Notwendigkeit, im Christentum das Bleibende von der Form zu unterscheiden, die es in der christlichen Sitte angenommen hat, zwingt die Mission, sich immer die Frage nach dem Wesen des Christentums gegenwärtig zu halten. Ich glaube daher, daß gerade für die Frage, wie sich der Dorfpfarrer der Volkssitte gegenüber verhalten soll, die Mission eine der besten Führerinnen und Lehrerinnen ist, die wir haben können.

III.

Wenn der Dorfpfarrer mit dem Missionar verglichen wird, so wird das nicht in dem Sinne mißverstanden werden, als ob der Pfarrer sich als der einzige Christ seiner Gemeinde als einer heidnischen Menge gegenüberstellen soll. In

einem Stück aber muß er wirklich, wie der Missionar, das Heidentum bekämpfen. Der **Aberglaube** ist nicht des Schutzes wert, sondern muß bekämpft werden. Je mehr man sich als Dorfpfarrer damit beschäftigt, um so schwieriger wird bekanntlich die Frage, wie man den Aberglauben behandeln soll. Er ist auf der einen Seite zweifellos ein Stück Volkspoesie. Es drücken sich in den Formen des Aberglaubens Gemütswerte aus, die auch im Christentum Werte sind: Pietät, Liebe, Abhängigkeitsgefühl, die Anschauung, daß nicht die Materie, sondern die Seele in den Dingen das eigentlich Wirkliche ist. Von Lüpke hat in der „Dorfkirche" gezeigt, wie ursprünglich empfindende Kulturmenschen, und zwar bewußte Christen, unwillkürlich ihren Empfindungen Ausdrücke verleihen, die ohne ihr Wissen im Volksaberglauben sich wiederfinden. Aber auf der anderen Seite hängt der deutsche Aberglaube, wie der Aberglaube aller Völker, sicherlich mit den religiösen Anschauungen der Primitiven zusammen, die uns durch die gemeinsamen Beobachtungen der Missionare auf allen Missionsfeldern deutlich geworden sind. Der Aberglaube ist nichts anderes als Animismus.

Die Anschauung, daß Gesundheit, Glück, Leben von einer genügenden Masse von Seelenstoff abhängig sind, und die Meinung, daß dieser Seelenstoff im Blut, im Herzen, im Kopf und anderen edlen Teilen, dann aber auch im Haar, in den Klauen, den Nägeln, dem Speichel, dem Schweiß, dem Atem in besonders hohem Grade vorhanden ist, finden wir in der Stoffsammlung über den deutschen Volksaberglauben bei Wuttke auf Schritt und Tritt wieder. Ebenso den Gedanken, daß eine

sympathetische Verbindung zwischen dem Menschen und seinen abgeschnittenen Nägeln, Haaren usw. übrigbleibt. Darum dürfen Nägel nicht nach Sonnenuntergang abgeschnitten werden, weil dann die Geister schwärmen und durch den Besitz der Nägel Macht über den Menschen gewinnen. Darum glaubte man in meiner pommerschen Gemeinde, daß man durch das Ausgraben der Fußspur und ihr Verdorrenlassen im Schornstein dem Nächsten die Auszehrung anhexen könne, weil man durch die Fußspur über den Seelenstoff, der im Schweiße sitzt, und dadurch über den Menschen Gewalt bekommt.

Damit meine ich nicht, daß dieser Gedankenzusammenhang denen bewußt ist, die unter dem Bann dieser abergläubischen Vorstellungen stehen. Klarheit darüber hat auch der Heide nicht — aber darin gleicht das abergläubische Glied unserer Christengemeinden den Heiden, daß diejenige religiöse Kraft, von der beide beherrscht werden, die Furcht ist, die Furcht vor den Geistern und ihren Kräften, die Furcht vor denen, die über diese Kräfte zu verfügen verstehen. Die Mission tut dem Dorfpfarrer den Dienst, ihm zu zeigen, was im Aberglauben Heidentum ist. Die Religion des natürlichen Menschen ist Furcht, und der Aberglaube ist Rückfall auf diese Stufe. Buddhismus und Islam haben ihn geduldet, und gleich den Bäumen, die üppige Schlingpflanzen an sich dulden, ist ihre eigene religiöse Kraft von den animistischen Vorstellungen entnervt worden. Wo man den Seelenglauben duldet, da wird er die eigentlich bewegende Macht im Menschen. Darum halte ich die Anschauung, die im ersten Jahrgang der „Dorf-

kirche" von Pfarrer Hermann vertreten wird, für verhängnisvoll.

Er sieht in dem Aberglauben gleichsam das untere Stockwerk der geschichtlichen Religionen; in ihm verkörpert sich natürliche Religiosität, auf ihm baut sich die Religion Thors und Baldurs auf. Als das Christentum kam, wurde nur dies obere Stockwerk abgebaut, und der Aberglaube blieb als die selbstverständliche natürliche Voraussetzung alles Glaubens an übersinnliche Dinge. Er schuf und erhielt dem Christentum die allgemeine Ueberzeugung von der Wirklichkeit der übersinnlichen Dinge. Weil heute der Aberglaube immer unmöglicher wird, darum stürzt auch der Glaube an die christlichen Wahrheiten, der, halb unbewußt, von den Grundvorstellungen des Volksaberglaubens getragen war.

Ich halte das für bloße Konstruktion, die ihre Kraft aus dem Entwicklungsgedanken zieht. Die bisherigen Ergebnisse religiös-geschichtlicher Forschung und die Beobachtungen der Missionare auf allen Missionsfeldern ermutigen aber keineswegs dazu, den Entwicklungsgedanken als Führer durch religiös-geschichtliche Probleme zu benutzen. Es ist durchaus fraglich, ob der Animismus die älteste Form von Religion ist, die sich nachweisen läßt; und es ist sicher, daß die religiöse Aufklärung keineswegs imstande ist, die Wurzeln des Aberglaubens zu entfernen. Ich sehe in dem so weit verbreiteten Aberglauben in unserem Landvolk vielmehr Folgen der mittelalterlichen Missionsmethode, die sich ihren Weg nicht vom Einzelnen zum Ganzen suchte, sondern ganze Stämme und Völker in die Kirche aufnahm, um dann in ihnen christliche Erziehungsarbeit zu tun. Daraus ergibt sich meiner Ueber-

zeugung nach, daß der Dorfpfarrer mit dem Aberglauben nicht kapitulieren darf, hier muß er Missionar werden. Er muß Klarheit darüber schaffen, daß es sich hier darum handelt, welche Mächte über die Seele Herrschaft haben sollen, Gott oder die „andern Götter" des 1. Gebots. Die Ueberzeugung, daß Gott nahe ist und mächtig, und daß seine Macht im Alltagsleben und vom einzelnen erfahren werden kann, sie allein hilft auf dem Missionsfelde erfahrungsgemäß dem Animisten, von seinem Aberglauben loszukommen. Je unmittelbarer der Eindruck der Person Jesu, seiner Macht und seiner Nähe ist, den der Heide oder der Heidenchrist gewinnt, um so energischer wendet er sich vom Animismus ab. Mancher ringt noch auf dem Sterbebett mit seiner animistischen Furcht und findet erst dann Frieden, wenn er sich ganz losgesagt hat. Dabei bestreite ich keineswegs, daß allerlei Bräuche, die einst abergläubisch waren, nun nichts weiter sind, als primitive Ausdrucksmittel religiöser Stimmungen und wahrhaft poetischer Empfindungen. Nicht diese Formen sollten bekämpft werden, sondern nur jene, an die sich auch heute noch heidnische Furcht vor den unsichtbaren Mächten und das entsittlichende Vertrauen auf magische Einwirkungen heftet.

Die Mission lehrt uns noch andere Reste von Heidentum in unserer Volksreligiosität erkennen. Ueberall steht das Christentum in Gefahr, mit dem Glauben an magische Kräfte verwechselt zu werden. Man wird mir zugeben, daß gerade in unserem Landvolke die Neigung besteht, von dem Einhalten

bestimmter Formen sich göttliche Kräfte und ewige Segnungen zu versprechen. Es ist ferner ein allgemeiner Zug heidnischer Religionen, religiöse Gesetze aufzurichten und mit Gott zu rechnen, statt seiner Gnade zu trauen. Auch unserem Landvolk liegt es nahe, das Christentum als ein neues Gesetz mißzuverstehen. Endlich noch eine Form von Heidentum, die jedem Dorfpfarrer wohlbekannt ist: der Fatalismus. Er ist bekanntlich älter als der Islam, wir finden ihn bei vielen animistischen Völkern noch jetzt. Auf Sumatra kennt man den Schicksalsbaum in den himmlischen Oertern, von dem die Seele, ehe der Mensch geboren wird, ein Blatt abpflückt, das ein Menschenleben mit seiner Dauer und seinem Maß von Glück enthält. Die Ueberzeugung oder, wenn ich so sagen soll, die Stimmung: es kommt alles, wie es kommen muß, der Mensch kann an seinem Schicksal doch nichts ändern, ist ja auch bei uns weit verbreitet.

Doch, genug! Es kann hier nur angedeutet werden. Sicherlich hat für dieses ganze Gebiet heidnischer Reste in unserer Volksreligiosität ein Ergebnis der Vorarbeiten zur Edinburger Missionskonferenz seine Bedeutung. Unter den Fragen, die an die Missionare aller Missionsfelder vorher ausgesandt wurden, befand sich auch die Frage danach, was wohl unter allen Eindrücken, die der Heide von der christlichen Verkündigung und der Wirksamkeit der Missionare empfängt, ihn am stärksten bewege, Christ zu werden? Es ergab sich, daß man auf allen Missionsfeldern der Erde die Erfahrung macht, daß nichts auf den Heiden einen

so tiefen und nachhaltigen Eindruck macht, als die Persönlichkeit Jesu. Ich meine, darin liegt eine Ermutigung für den Dorfpfarrer, planmäßig, unermüdlich wenigstens auf das eine hinzuwirken, daß seine Gemeindeglieder, vor allem aus der Predigt und dem Unterricht, einen möglichst reinen, tiefen und dauernden Eindruck von der Person Jesu erhalten, wie die Evangelien sie schildern.

IV.

Die Ueberflutung von der Großstadtkultur ist heute eine der größten Sorgenquellen für jeden Dorfpfarrer. Merkwürdigerweise hat der Missionar auf manchen Gebieten gleiche Schmerzen. Die ganze südafrikanische Mission kennt das Wort **„Landflucht"**. Johannisburg, Kimberley, Kapstadt, Prätoria u. a. sammeln die Männer und Jünglinge und ebenso die jungen Mädchen in so starkem Maße, daß das kirchliche Leben der Landgemeinden aufs schwerste davon betroffen wird. Es wäre nun freilich ein müßiges Spiel, wenn man die Beobachtungen, die sich bei der Berührung der Negerwelt mit dem städtischen Leben ergeben, ohne weiteres als Paradigma für die Wirkungen der Großstadt in unserem Landvolk ansehen wollte. Die Frage liegt auf dem Missionsfelde sehr viel verwickelter, weil das Rassenproblem hinzukommt. Dennoch scheinen mir einige Beobachtungen auch hier zum mindesten beachtenswert für den Dorfpfarrer. Es bestätigt sich z. B. in der Mission, was l'Houet uns so eindrucksvoll an dem Beispiel der Merowinger gezeigt hat: daß die unmittelbare Be-

rührung primitiver Völker mit der Hochkultur für die ersteren vernichtend ist, und daß die letzteren, weit entfernt, den Primitiven zu heben, vielmehr die schlechten Kräfte und Triebe in ihm erst recht zur Entfaltung bringen. Pflicht der Kirche ist es hüben wie drüben, den erzieherischen Aufgaben, die sich aus dieser Tatsache ergeben, den allergrößesten Ernst zu widmen, und sicherlich können die Versuche und Erfahrungen in dieser Beziehung gegenseitig befruchtend auf Heimat und Mission einwirken.

Wir haben bekanntlich in Südafrika eine Aufwärtsbewegung der Schwarzen, die Politikern und Missionaren gleich große Sorge bereitet, den Aethiopismus. In der Mission bemüht sich die Kirche, diese Bewegung nicht zu unterdrücken, sondern in eine gesunde Bahn zu leiten, und der Erfolg ist, daß der Aethiopismus sich an unseren Gemeinden bricht. Es wird erst recht bei uns nicht möglich sein, unmündige Volksschichten in ihrer Aufwärtsbewegung aufzuhalten, und auch hier sollte die Kirche nicht die Störerin solcher Bewegungen sein wollen, sondern nur ihre Verchristlichung erstreben.

Es ist ferner sicherlich ein Vorurteil, zu meinen, daß erst die Stadtkultur wirkliches Verständnis biblischer Frömmigkeit geben und zu wahrhaft christlichem Leben führen kann. Die Mission lehrt uns, daß nach vielen Seiten hin sogenannte Naturvölker, d. h. Völker mit primitiver Kultur, leichter imstande sind, das Wesentliche im biblischen Christentum zu verstehen, als Völker auf gehobener Kulturstufe. Die Basutho, die Goldküstenneger, die

Waganda, die Alifuren in der Minahassa, die Batak auf Sumatra, die Kols, die Koreaner, die Polynesier usw. sind Bibelchristen geworden ohne Hilfe der Stadtkultur. Ja, der Sprachforscher Meinhof*) hat uns gezeigt, daß gerade die Bibel oft genug den Gebildeten, auch den gebildeten Christen von heute, weit schwerer verständlich ist, als den animistischen Heiden. Das gilt von peripherischen Gebieten der Bibellehre, wie der Unterscheidung von reinen und unreinen Tieren, bis hin zu ihren neutestamentlichen Kerngedanken, dem Sühnetod Christi und der Abendmahlsfeier. Es lohnte sich wohl der Mühe, sich einmal klarzumachen, wieviel derartige Erleichterungen für das Verständnis biblischer Gedanken auch unser Landvolk gerade in seiner dörflichen Denkweise besitzt.

V.

Eine Bedingung zur Einwurzelung des Christentums auf dem Missionsfelde scheint mir für unsere ländlichen Gemeinden besonders lehrreich: Die Erfahrung der Mission lehrt, daß von einer wirklichen Verschmelzung des Evangeliums mit dem fremden Volkstum erst dann die Rede sein kann, wenn man ein brauchbares Helferpersonal aus den Eingeborenen heranzieht. „Der Baum des Heidentums fällt nur von einer Axt, die aus seinem eigenen Holz geschnitten ist.“ Sollten wir nicht viel mehr als bisher darauf hinarbeiten, auch auf dem Lande vorbildliche Persönlichkeiten, Haus-

*) S. Mission u. Pfarramt, Jahrgang 1 Nr. 2: Meinhof, Christus der Heiland auch der Naturvölker.

väter, Lehrer zu gewinnen, die als **Helfer** neben dem Pastor durch ihr Wort, ihr Leben und ihr Beispiel evangelisierend wirken?

So gäbe es noch viele andere Erfahrungen aus dem Leben der Missionskirche für uns fruchtbar zu machen. Doch ich breche hier ab. Ich wollte ja nicht erschöpfen, sondern anregen. Bisher werden in der Regel Missionsschriften vom Dorfpfarrer nur als Stoffsammlungen für Missionsstunden und Missionsfeste genutzt. Aber *sie verdienen ernster genommen zu werden!* Es ist der Hauptzweck dieser skizzenhaften Ausführungen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Mangel eines *ernsthaften Studiums der Missionsprobleme* eine der Hauptursachen ist, weshalb wir in unserem ländlichen Kirchenbetrieb so viel Unzweckmäßiges, Verrostetes, so viel bloße Kirchentünche, anstatt einer gesunden, wurzelechten Kirchlichkeit haben; eine Hauptursache auch dafür, daß viele Amtsbrüder auf dem Lande nicht besser die Probleme in ihrer eigenen Arbeit sehen, noch den Mut haben, neue Wege zu suchen. Die Fülle fruchtbarer Erfahrungen, die durch die Arbeit der Missionare angesammelt worden sind, muß für das heimatliche Pfarramt nutzbar gemacht werden. Aber es gibt dafür wirklich nur das eine Mittel, die Mission, und zwar nicht nur ihre erbaulichen Veröffentlichungen, sondern vor allem ihre missionstheoretischen Aufsätze und Bücher *ernsthaft zu studieren*. Wir stehen in einer Zeit, in der es gilt, verlorenes Land wiederzuerobern, gefährdetes zu verteidigen. Nichts verkehrter als die Annahme, es käme, wenigstens für den

Landpfarrer, darauf an, den geordneten Kirchenbetrieb in Fluß zu halten. Der heroische Zug, der die Arbeit des Missionars trägt, sollte die Arbeit des heimatlichen Dorfpfarrers beleben und auf ein höheres Niveau erheben. Mit Recht wehren sich heimatliche Reichsgottesarbeiter gegen die Anschauung, als seien die Missionare die Elite der Christenheit. An Gesinnung darf der Dorfpfarrer hinter dem Missionar nicht zurückstehen. Geduld, Glauben, Dienstbereitschaft und der Entschluß, alle Kräfte nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele an die Durchdringung unseres Landvolkes mit den Kräften des Evangeliums zu setzen, das allein entspricht der großen „Mission", die der Dorfpfarrer von heute hat. Daß aber diese Gesinnung durch die ernste Beschäftigung mit den Problemen auf dem Missionsfelde und mit der Arbeit des Missionars genährt wird, daran kann kein Zweifel sein. Die Lage, in der sich der Missionar befindet, macht es ihm leichter als dem Dorfpfarrer, das Lutherische Wort zu beherzigen, das doch ganz gewiß auch dem letzteren gilt: „Niemand lasse sich den Glauben nehmen, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will." Und wie ermutigend wirkt die Erfahrung des Missionars! Er hat den Tatbeweis dafür, daß das Christentum eine lebendige, göttliche Kraft in sich trägt aus erster Hand. Gelingt es, afrikanisches Volkstum zu christianisieren, so kann es auch nicht unmöglich sein, deutsches Bauerntum mit dem Evangelium zu durchdringen!

Zusammenarbeit

von

P. Ernst Bunke
Stadtmissionsinspektor in Berlin.

▽▽▽

1.

Zum Kriegführen gehört Geld. Ein geflügeltes Wort! Auch die Kriege des Herrn sind nicht ohne Geld zu führen. Es wäre herrlich, wenn man in der Heidenwelt von unseren Offizieren, Beamten, Kaufleuten, Reisenden sagen könnte: „Jeder ist ein Missionar. Es bedarf gar keiner besonderen Berufsarbeiter für die Ausbreitung des Evangeliums, sie sind nur nötig, um die Gewonnenen zu pflegen." Aber es ist nicht so. Unsere ganze christliche Missionsarbeit der Gegenwart wäre nicht entstanden und bis zur heutigen Ausdehnung gewachsen, wenn nicht Missionare ausgesandt worden wären. Dazu aber ist Geld erforderlich.

Es gibt auch keine Großstadtmission ohne Geld. Die Freunde des Reiches Gottes, die Gläubigen hin und her müssen die Mittel für die Missionsarbeit darreichen. Die Großstadt mit ihrem intensiven Arbeitsleben läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß nur durch freiwillige Arbeiter die Mis-

sionsaufgabe angefaßt und durchgeführt werden könnte. Dazu kommt, daß in dieser Welt der Sünde die Tatpredigt des Wandels bei den vielen Versuchungen der Großstadt und der Macht des Zeitgeistes viel zu wünschen übrig läßt. Es bleibt dabei: die Großstadt, die erst einmal dem Weltgeist verfallen ist und infolge der kirchlichen Versäumnisse sich entkirchlicht hat, kann sich selber nicht helfen. Sie bedarf der Mission, die von der gläubigen Christenheit getragen wird. Hat doch jüngst in der „Reformation" ein in der kirchlichen Statistik der Großstädte bewanderter Mann eine Heidenmissionsgesellschaft für Berlin gefordert.

Unlängst ging unserer Stadtmission von einem ihrer Freunde folgender Brief zu:

„Nach meiner Ansicht müßten doch die Bewohner von Berlin mehr zur Darreichung von Gaben herangezogen werden, da dort sehr viele reiche Familien wohnen, während die Steuerverhältnisse auch dort sehr viel günstiger liegen als in hiesigen Städten. Es gibt hier Gemeinden, welche 100 Prozent Kirchensteuer und 400 Prozent Kommunalabgaben bezahlen müssen, während in Berlin 10 Prozent (das ist ein Irrtum, es sind 20 Prozent) Kirchensteuer und 100 Prozent Kommunalabgaben erhoben werden. Wir möchten hier so gerne ein Gemeindehaus haben, können aber nicht dazu kommen; bis jetzt ist nur ein ansehnlicher Baustein dargereicht worden, dem noch mancher folgen muß, bevor wir mit dem Bau beginnen dürfen. Auch haben wir noch Kirchen- und Pfarrhausbauschuld abzutragen. In Anbetracht des Gesagten müßte, so meine ich,

Berlin selbst für seine Veranstaltungen in Sachen der Inneren Mission sorgen und nicht auch die Provinzen heranziehen."

Dieser Freund hat, trotz der vorstehenden kritischen Bemerkungen, seine Gabe freundlichst eingesandt. Er hat vielen aus dem Herzen gesprochen, die es bei der Kritik bewenden lassen. Nicht nur in den Westprovinzen, wo er wohnt, sondern auch in den östlichen Provinzen sind die kirchlichen Lasten in kleinen Städten, wie auf dem Lande, verhältnismäßig viel höher als in Berlin. Wir erkennen das vollkommen an. Trotzdem müssen wir für Berlin, sein Kirchenwesen und seine Innere Mission mildernde Umstände geltend machen. Jede Steigerung der Kirchensteuer wird von der kirchenfeindlichen Presse mit maßlosen Angriffen beantwortet. In den kirchlichen Wahlkämpfen wird leider von den liberalen Parteiorganisationen die Kirchensteuer und ihre Steigerung zur Niederzwingung der positiven Wähler in verwerflicher Weise ausgenutzt. Die Neigung, aus der Kirche auszutreten, um sich die Kirchensteuer zu ersparen, ist in den letzten Jahren durch freireligiöse und sozialdemokratische Propaganda bedenklich gewachsen. Man kann also verstehen, daß die Männer in Kirchenregiment, Synoden und Gemeinden, die das Wohl der Berliner Kirche auf sorgendem Herzen tragen, vor einer Steigerung der Kirchensteuer zurückscheuen. Die Folge wäre, so fürchtet man, daß die Berliner Stadtsynode sehr rasch eine liberale Majorität hätte. Der zielbewußte Ausbau der Berliner kirchlichen Organisation würde dadurch aber nicht ge-

fördert, sondern gehemmt, also gerade das Gegenteil von dem erreicht, was beabsichtigt war. Die Berliner Kirche macht aber neuerdings den Gemeinden in den Provinzen eine Gegenrechnung auf, sie betont, daß die Kirchensteuer für allgemein kirchliche Zwecke aus Berlin Jahr um Jahr ungeheure Summen herausholt. Wenn diese für Berliner kirchliche Zwecke verwandt werden könnten, stünde es in der Reichshauptstadt anders. Man will versuchen, wenigstens einen Teil der Kirchensteuer, die bisher für allgemeine Zwecke bestimmt war, für Berlin vorzubehalten.

Wir mischen uns in diese strittige Frage nicht ein. Worauf es uns ankommt, ist lediglich die Begründung für unseren Wunsch, daß die Christenleute in den Provinzen ihre Vorwürfe gegen das Berliner Kirchenwesen nicht die Großstadtmission entgelten lassen. Diese wäre auch bei höheren Kirchensteuern und zahlreicheren Gemeinden weder überflüssig, noch auch mit reichen Mitteln versorgt. Die Steuermittel dürfen ja für freie Arbeiten nicht verwendet werden. In den Hauptstädten der Provinzen, wie in Berlin, kann die Missionsarbeit nur getrieben werden, wenn die Gläubigen im Lande sie als ihre Aufgabe und Pflicht erkennen und drum auch die Mittel dafür darreichen.

Wir bestreiten nicht, daß die Vertreter der Großstadtmission in den Provinzen um Liebe und Liebesgaben für ihr Werk werben. Sie müssen es tun. Denn ohne Geld läßt sich die Großstadtmission nicht treiben. Ueberall haben die Stadtmissionen mit großen Geld-

schwierigkeiten zu tun und müssen ihre Bitten ins Land hinausgehen lassen, damit ihr Werk nicht leide oder zurückgehe. Aber es ist ein Irrtum, zu meinen, daß die Stadtmissionsreisen nur um des Geldes willen erfolgen. Von den Stadtmissionen selbst ist die Anregung ausgegangen, Predigtreisen für Großstadt und Land ins Leben zu rufen. Bei dem ersten Instruktionskursus ist darüber eingehend verhandelt, und in dem Bericht*) sind die Grundlagen wiedergegeben. Dort wurde ausdrücklich betont, daß die Kollektenerträge nicht nur der Stadtmission zugute kommen, sondern zur Hälfte für die Arbeit am Ort verbleiben sollten. Der Provinzialausschuß für Innere Mission in der Mark Brandenburg hat seine Vortrags- und Predigtreisen unseres Wissens nach diesem Grundsatze eingerichtet. Die Gemeinden sollen nicht sagen, daß nur Geld von ihnen fortgeholt werde. Sie sollen die Hälfte der Gaben für ihre eigenen Zwecke behalten. Es ist ja heute nicht mehr wie früher, daß man in Verlegenheit käme, für welchen Zweck der kirchlichen Arbeit man in einer Gemeinde einen solchen Kollektenertrag bestimmen solle. Auch die Landgemeinden sind in die Arbeit der Inneren Mission eingetreten. Durch Vortrags- und Predigtreisen werden die Anregungen dazu vermehrt. Der Vorwurf, daß es doch nur auf Geld abgesehen sei, trifft also nicht zu.

Es ist bedauerlich, daß die vorgeschlagenen Predigtreisen für Großstadt und Land un-

*) Großstadt und Land, S. 122.

seres Wissens bisher noch keine Verwirklichung erlebt haben. Das Anerbieten der Großstadtmissionen hat in den Provinzen das erhoffte Echo nicht gefunden. Wohl aber sind Vertreter der Stadtmissionen hie und da zu Predigtreisen eingeladen oder doch bereitwillig aufgenommen worden. Wenn dann dem äußeren Anschein nach die Großstadtmission einseitig in den Vordergrund tritt, so ist es sicher nicht deren Schuld. Sie hat sich zur Zusammenarbeit erboten, aber keine Gegenliebe gefunden. Trotzdem werden die Stadtmissionen ihrerseits von dem Grundsatz nicht abgehen, daß Zusammenarbeit von Großstadt und Land notwendig ist und eine Solidarität der kirchlichen Aufgaben, wie der Missionsarbeit, für unser ganzes Volk besteht.

2.

Wenn sich die Großstadtmission zur Zusammenarbeit mit den Gemeinden auf dem Lande erbietet, so weiß sie sich dazu von dem Herrn der Kirche Jesus Christus berufen und verpflichtet. Sie will nicht nur Liebe für ihre eigene Arbeit erwecken, wozu sie allerdings ein volles Recht hat, sondern sie will den Gemeinden mit den Gaben dienen, die ihr der Herr anvertraut hat.

Die erste Gabe ist die genaue Kenntnis der großstädtischen Verhältnisse. Bei dem zweiten Instruktionskursus für „Großstadt und Land" fiel das Wort, daß die Autorität der Großstadtkultur in den Augen der Landbevölkerung gebrochen werden müsse.

Darin liegt viel Wahres. Weshalb zieht das Jungvolk so häufig von der Heimat fort nach den großen Städten? Es ist nicht allein das Verlangen nach Ungebundenheit und Genuß. Sie sind von der Vorstellung beherrscht, daß in Königsberg oder Breslau, in Dresden oder Berlin, in Stettin oder Hamburg das Glück leichter zu finden sei, als auf dem Lande. Großstädtische Zeitungen dringen bis in die entferntesten Winkel unseres Vaterlandes und berichten von dem Glanz und dem Reichtum der großen Städte und von dem genußreichen Leben ihrer Bevölkerung. Die meisten Abgewanderten schämen sich, nach der Heimat von ihren Enttäuschungen zu berichten. Wohl aber schreiben sie von dem Guten, das sie gefunden haben. Wie oft mögen auch Uebertreibungen und Flunkereien dabei mit unterlaufen, vollends, wenn der neugebackene Großstädter einmal eine Reise nach der Heimat unternimmt. Demgegenüber ist es notwendig, die Wirklichkeit des großstädtischen Lebens in den Landgemeinden bekannt zu machen und auch von den Schattenseiten zu reden. Die Zahlen der Statistik sprechen hier deutlich. Durch die Berufszählung vom Jahre 1907 ist festgestellt, daß von 1000 männlichen erwerbstätigen Personen, die auf dem Lande geboren, aber nach der Großstadt gezogen sind, 147 Personen eine selbständige Lebensstellung erreicht haben. Dagegen sind von 1000 männlichen erwerbstätigen Personen, die auf dem Lande verblieben, doppelt soviel selbständig geworden, nämlich 296. Die Aussichten für das Ziel, das jeder junge Mensch vor Augen hat, einmal selb-

ständig dazustehen, sind also im Durchschnitt auf dem Lande erheblich günstiger, als in der Großstadt. Solche Zahlen kann der Pfarrer oder Lehrer auf dem Lande trefflich verwerten. Er bedarf dazu eines Vertreters der Großstadtmission nicht. Aber die Zahlen allein machen auf die Landbevölkerung keinen so großen Eindruck. Sie ist bekanntlich dem abstrakten Denken abhold. Dagegen die Schilderungen, die der Großstadtmissionar aus seinem täglichen Leben von den Nachtseiten der Großstadt entwirft, fesseln die Aufmerksamkeit und haften im Gedächtnis. Es ist oft bezeugt, daß durch die Predigt oder den Vortrag eines Berufsarbeiters der Großstadtmission die Vorstellungen von der Großstadt in einer Landgemeinde erheblich berichtigt wurden. Als Beispiel führen wir an, was die „Mohrunger Kreiszeitung" (1. Juni 1911) über eine Vortragsreise von Stadtmissions-Inspektor P. Schlegelmilch-Berlin schrieb:

„Wir stehen unter dem tiefen Eindruck der ergreifenden Bilder, welche er von der Großstadt uns gegeben, und haben die Notwendigkeit erkannt, daß auch wir mitarbeiten müssen an der Beseitigung der schweren Notstände, weil sonst das Verderben zu sehr zurückstaut und in die Provinzen hineinflutet. Ostpreußen steht leider an der Spitze der Abwanderung vom Lande nach der Stadt: unter 100 Ortseingesessenen verlassen durchschnittlich 20 und mehr die Heimat; der größte Teil davon geht nach Berlin, um das Heer der dort heimatlos Gewordenen zu vermehren oder unter die Räder zu kommen. Die Riesen-

maschine Berlin wirbelt sie durch die Luft und läßt sie schwer zu Boden fallen. Nur denjenigen unter ihnen, die sich über das Niveau mittelmäßiger Leistungsfähigkeit erheben, gelingt es, sich eine befriedigende Stellung zu erwerben. Das Wohnungselend der Millionenstadt, der Mangel an Luft und Licht und Bewegungsfreiheit, Arbeitslosigkeit, teure Preise, Unterernährung und tausenderlei sittliche Gefahren und Versuchungen des Großstadtlebens neben dem Mangel kirchlicher Versorgung und sittlicher Bewahrung absorbieren nur zu schnell die physische und sittliche Kraft.

Seit 30 Jahren hat die Stadtmission Berlins vor leichtsinnigem, unbedachtem Zuzug gewarnt und auf die Notstände der Massengemeinden Berlins hingewiesen, ohne rechtes Gehör zu finden. Erst allmählich erwacht auch in den Provinzen das Bewußtsein der Solidarität zwischen Stadt und Land. Sie zu stärken, ist ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit, in der die Landflucht und Stadtsucht zum brennenden Tagesthema geworden ist."

Die Zehnpfennighefte „Bilder aus der Stadtmission", die bei der Buchhandlung der Berliner Stadtmission erschienen sind und bei Gelegenheit einer Predigt oder eines Vortrages mit Leichtigkeit abgesetzt werden, machen den Eindruck des Gehörten nachhaltig. Mit einiger Sicherheit darf man also voraussagen, daß jeder Landgemeinde ein Dienst erwiesen wird, wenn sie von sachkundigen und erfahrenen Männern vom Werke der Großstadtmission berichten hört. Da die Landflucht überall stark

empfunden wird, so kann die Abneigung der Landgemeinden gegen alles, was aus der Großstadt oder gar aus Berlin kommt, durch eine Darstellung unter diesem Gesichtspunkte wohl überwunden werden. Ohne Mühe freilich wird es nicht abgehen, und ohne den warmen Ton innerer Ueberzeugung wird der Erfolg ausbleiben.

Die Geistlichen in den Provinzen haben sich oft überzeugt, daß der Bericht von dem Werke der Großstadtmission ihren Gemeinden noch mehr bringt als eine Warnung vor dem unbedachten Zuzug nach der Großstadt. Sie bedeutet eine Stärkung des Glaubens an die Sieghaftigkeit der evangelischen Kirche. Vergleicht man die Verhältnisse auf dem Lande mit denen der Großstadt unter dem Gesichtspunkte der Volkskirche, so wird die Schale des Landes tief sinken. Hier erreicht man doch noch mit dem Worte Gottes auf die eine oder andere Weise die ganze Gemeinde. Ja, es gibt noch Gegenden, für die die Schilderung des Bauernfreundes L'Houet in seinem Buche „Zur Psychologie der Kultur" (S. 141) paßt:

„Dort trifft man Gegenden, wo die ganze Gemeinde sich im Gottesdienst zusammenfindet, und auf der Straße geht abwechselnd einer von den Männern die Kirchzeit über patrouillierend umher, mit einer alten Hellebarde bewaffnet, als Tagwächter die Häuser des Orts bewachend. In der Kirche aber läßt die alte erhalten gebliebene Sitte der Trennung der Geschlechter über die Zahl dieser beiden einen Ueberblick gewinnen. Und da bemerkt man dann immer

wieder dasselbe: die Zahl der Männer ist dieselbe wie die der Frauen. Kein Gedanke daran, daß Gottesdienst und Frommsein etwa nur etwas wäre für Frauen und nichts für Männer! Das Dorf ist tot die Kirchzeit über. Sein gesamtes Leben sitzt auf den Männerpriechen und den Frauenbänken in seiner Kirche."

Es ist zweifellos, auch die Männerwelt wird auf dem Lande von der Kirche noch ganz anders erreicht, als in der großen Stadt. Aber so glückliche Verhältnisse, wie die eben geschilderten sind, bestehen keineswegs überall, und es ließen sich ganz andere Schilderungen von Landgemeinden entwerfen. Man darf sogar die Behauptung wagen, daß die Gefahr der Verzagtheit am ehesten die Landpastoren bedroht, die keine lebendige Frucht ihrer Arbeit sehen. Eben darum ist ja auch der Erfolg der neuen, sozial orientierten Wege für die Landmission bzw. die kirchliche Arbeit auf dem Lande unter den Landpastoren so groß. Ihnen öffnet sich jetzt die Aussicht, ebensolche Erfolge ihrer Arbeit zu zeitigen, wie sie die Amtsgenossen in der Stadt aufzuweisen haben. Sie haben aber darin recht, daß sie den Unterschied zwischen Großstadt und Land betonen. Was in der Großstadt als Missionsarbeit erprobt ist, eignet sich darum noch nicht für das Land. Mancher Versuch mißlang deshalb auf dem Dorfe, weil er ganz nach dem Muster der Großstadt eingerichtet war. Die Landpastoren sind jetzt überall auf der Suche nach der rechten Art und Weise, die Landbevölkerung für die Mitarbeit am Reiche Gottes und für

die Beeinflussung durch das Evangelium zu gewinnen. Deshalb könnte jemand sagen und hat auch mancher gesagt, daß ihm und seiner Gemeinde der Besuch des Stadtmissionars nichts nützen könne. Vielleicht hat man ein Recht, dahinter ein Fragezeichen zu machen. Es liegt in solcher Anschauung ein gut Stück Uebertreibung. Gar vieles auf dem Gebiete der inneren Mission ist sowohl in der Großstadt als auf dem Lande brauchbar. Aber selbst wenn es nicht so wäre und keinerlei unmittelbare Anregung für die Arbeit in der Gemeinde herauskäme, so wäre der Bericht von der Großstadtmission doch noch keineswegs überflüssig. Denn das Wichtigste, was der Berufsarbeiter der Stadtmission zu verkündigen hat, ist nicht die Arbeitsweise der Menschen, sondern die wunderbare Gnade des Herrn, die in dieser Arbeit sich wirksam zeigt. Noch immer ist es durch die Erfahrung bestätigt, daß der Bericht von den Kämpfen und Siegen des Evangeliums in der Großstadt auf die Gemeinden einen tiefen Eindruck macht. Das Christentum auf dem Lande mit seiner Stetigkeit und Gleichförmigkeit, mit seiner Umrahmung durch die christliche Sitte und seiner Kirchlichkeit kraft der Macht der Gewohnheit, ist stets in der Gefahr, auf einen unterevangelischen Standpunkt herabzusinken. Das Evangelium von der Gnade wird zu einem neuen Gesetz, darunter man sich beugt, und dem man sich nach Möglichkeit anpaßt. Es muß nicht so sein, aber vielfach ist es so. Der als Kenner des Bauerntums von vielen geschätzte Pastor Dr. Borée schreibt in seinem Buche: „L'Houet,

„Zur Psychologie der Kultur" (S. 154) sogar folgendes:

„Der Protestantismus, als eine Konfession der Persönlichkeit, ist die Konfession aller höheren Jahre, der Katholizismus, als eine Konfession der Unpersönlichkeit, die aller Jugend. Vom Bauern verlangen, er solle dahin kommen, für sich auch mehr oder weniger dazustehen, wie Luther, eine ausgeprägte Ansicht zu haben über Religion im allgemeinen und über seine eigene Religion im besonderen: das ist einfach rundweg falsch, heißt Bauerntum rundweg mißverstehen, Bauerntum in die Aktenfächer des Bürgertums hineindrücken. Wo das Bauerntum frei ist, ordnet es seine Religion sich sofort nach katholischen Gesichtspunkten."

Wäre es so, wie Borée schreibt, so müßte das Urteil über ländliches Christentum allerdings sehr scharf ausfallen. Welch ein Recht hätten wir dann noch, evangelisches Christentum auf dem Lande zu pflegen, wenn es durch Naturnotwendigkeit ausgeschlossen wäre. Wir halten jenes Urteil für eine starke Uebertreibung. Aber ein Körnchen Wahrheit ist darin. Die Frömmigkeit auf dem Lande neigt zur Gesetzlichkeit, und es ist überaus schwer, eine Gemeinde von gesetzlicher Kirchlichkeit zu lebendigem Christentum zu führen. Der Pastor, der das gerne möchte, wird vielfach gar nicht verstanden. Man kann das Christentum eben nicht nur mit Worten beschreiben, man muß der Welt, auch der Bauernwelt, Anschauungsunterricht davon geben. In mancher Landgemeinde, auch in manchen Stadtgemeinden,

hat man keinen Begriff davon, was eine wirkliche Bekehrung ist. Hier leistet nun der Berufsarbeiter der Großstadtmission dem Landpastor und seiner Gemeinde einen großen Dienst, indem er Lebensbilder oder einzelne Züge aus solchen vor den Gemeinden entrollt. Sünde und Gnade werden den Hörern in menschlichen Persönlichkeiten greifbar vor Augen gestellt. Das Christentum wird in eine neue Beleuchtung gerückt. Die Worte der Heiligen Schrift, die man so oft vernommen, ohne lebendige Vorstellungen damit zu verbinden, gewinnen Gestalt und Leben. Das hinterläßt allermeist einen tiefen Eindruck. Der Stadtmissionsarbeiter erfährt es sogleich im Pfarrhause selbst. War er vorher etwa einer gewissen Bedenklichkeit begegnet, hinterdrein sah er sich von warmgewordenen Herzen umgeben und empfing die aufrichtig gemeinte Einladung, wiederzukommen und der Gemeinde neuen Segen mitzubringen. Wozu schenkt Gott einem solchen Werk wie der Großstadtmission seinen reichen Segen? Er will unsere evangelische Kirche ermutigen zum Vertrauen auf die Macht des göttlichen Wortes, auch unter den schwierigsten Verhältnissen. Er will die Ueberzeugung stärken, daß, wo die Sünde mächtig geworden ist, doch die Gnade noch viel mächtiger sich erzeigt. Wie soll der Wille Gottes in diesem Stück aber ausgerichtet werden, wenn die Taten Jesu in der Großstadtmission den Gemeinden unbekannt bleiben? Sie müssen davon hören, dann werden ihre Herzen warm und weit. So wurde es z. B. in der Synode Treptow a. Rega empfunden. Im Anschluß

an die Predigtreise des Vertreters der Großstadtmission fand eine gemeinsame Besprechung der Diözesangeistlichen statt. P. Schlegelmilch berichtet:

„Nach Erledigung von lokalen und parochialen Geschäften durfte ich durch einen kurzen Vortrag die Besprechung einleiten, die sich sehr rege gestaltete: Landflucht, Leutenot, ihre Ursachen und deren Abhilfe auf dem Lande, Mitteilung der Adressen von Gefährdeten und Zugezogenen in der Großstadt, sowie unser Dienst an dem zugewanderten Großstadtvolke usw. Ich muß gestehen, daß ich tief beschämt war über den allgemeinen Ausdruck des Dankes für unseren schlichten Dienst. . . . Sämtliche Amtsbrüder erbaten die Zusendung unserer Monatsschrift, um gelegentlich wieder auf unsere Arbeit zu verweisen. Außerdem wurde der Wunsch laut und erörtert, jährlich ein Synodalfest für die Stadtmission, möglichst auf dem Lande, zu feiern."

Wieviel größer würde der Kreis derer sein, die das Werk der Großstadtmission auf betendem Herzen tragen, wenn hin und her in den Provinzen mehr darüber berichtet würde. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Großstadt und Land im Rahmen des Volksganzen würde kräftig gefördert, und die Bemühungen um Zusammenarbeit hätten größeren Erfolg.

3.

Zusammenarbeit soll aber nicht einseitig nur Heranziehung der Großstadtmission zum Dienst auf dem Lande bedeuten. Umgekehrt

wird auch die Mitarbeit der Landgemeinden in ihren berufenen Vertretern bei der Großstadtmission erbeten.

Die Stadtmissionare machen ihre Besuche auch ohne besondere Veranlassung von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, soweit es ihnen ihre Zeit erlaubt. Leichter aber haben sie es, Eingang zu finden, wenn eine besondere Veranlassung sie herzuführt. Vollends ein Gruß aus der Heimat pflegt ein sicherer Schlüssel zu dem Herzen der Zugewanderten zu sein. Eine Mitteilung des ländlichen Pfarramts an die Stadtmission in Magdeburg, in Halle usw. erleichtert dieser die Knüpfung des Bandes mit der noch fremden Familie oder einzelnen Personen. Die Fühlung mit der Kirche wird so alsbald hergestellt. Ein kleines Mittel zu einem großen Zweck, unscheinbar aber wichtig!

Heimatabende in der Großstadt sind ein weiterer Weg, auf dem die Pastoren in der Provinz die Großstadtmission unterstützen und ihre ehemaligen Gemeindeglieder heilsam beeinflussen können. Die Stadtmission in Halle, deren früherer Vereinsgeistlicher, P. Hobbing, die Frage von Großstadt und Land besonders verfolgt und mit Fleiß in den Vordergrund gerückt hat, weist hier unseres Wissens die meisten Erfahrungen auf. Die Zugezogenen aus einem bestimmten Kreise oder Gau werden mit Hilfe der dortigen Pfarrämter in der Großstadt ausfindig gemacht und dann zu einem Heimatabend eingeladen. Jedes Dorf hat seinen besonderen Tisch. Die benachbarten Dörfer werden auch hier nachbarlich neben-

einander untergebracht. Die Stadtmission gibt die Räumlichkeiten dafür her. Die Landpfarrer stellen sich, wenn möglich, hie und da ein. Alte Beziehungen werden erneuert. Die Heimatliebe wird die Brücke zu der Erinnerung an die Heimatkirche, das dort gehörte Gotteswort und die da erlebten feierlichen Stunden. Klänge aus der ewigen Heimat finden an solchem Abend einen Widerhall in manchem Herzen, das sonst ganz von der Unruhe der Großstadt und den lockenden Tönen weltlicher Lust eingenommen war.

Noch einen anderen Weg hat P. Hobbing auf dem zweiten Instruktionskursus empfohlen. Er wünschte, daß sich wenig beschäftigte Landpastoren in kleiner Gemeinde zur Mitarbeit für die Großstadtmission erböten. Für eine Gruppe von Diözesen sollte ein Pastor das Amt eines Stadtmissionssekretärs übernehmen, so ähnlich, wie die Heidenmission Provinzialmissionssekretäre gewonnen hat. Bei der Veranstaltung der Instruktionskurse für Großstadt und Land hat uns auch dieser Gedanke vor Augen geschwebt. Wir hofften und hoffen, daß sich unter den zahlreichen Teilnehmern einer oder der andere findet, der bereit ist, seine überschüssige Kraft für das Werk der Großstadtmission einzusetzen. Von besonderem Vorteil wird es sein, wenn er seinen Urlaub einmal dazu benutzt, einige Wochen in der Stadtmission mitzuarbeiten. Den Hochsommer raten wir ihm dazu nicht an. Dann ist der Aufenthalt in der Großstadt besonders drückend für den, der das nicht gewöhnt ist. Auch pflegt während der Reisezeit die Stadt-

missionsarbeit überall nur mit halber Kraft zu geschehen. Wer ihren vollen Betrieb kennen lernt, empfängt naturgemäß die meiste Förderung. Der Herbst und das zeitige Frühjahr sind die beste Zeit für solche Mitarbeit. Augenzeugenschaft gibt dann auch die meiste Freudigkeit, in der Provinz von dem Missionswerk in der Großstadt zu berichten und dafür zu werben. Wie schön wäre es, wenn den Berufsarbeitern der Stadtmission freiwillige Kräfte zur Seite träten. Der böse Schein, den wir oben abgewehrt haben, als ob es sich nur um selbstsüchtige Arbeit für den Beutel des eigenen Werkes handelte, fiele fort. Wir sind überzeugt, daß jüngere Geistliche auch für ihre eigene Gemeindetätigkeit innere Befruchtung und reiche Anregung dabei erleben würden. Unsere evangelische Kirche ist noch viel zu unbeholfen in der Verwertung der vorhandenen Gaben und Kräfte. Hier ist wieder ein Feld, auf dem sich junge Kräfte rühren und erproben können. Daß eine solche Beschäftigung nicht nur ein Sprungbrett für den Ehrgeiz würde, was von mancher Seite befürchtet werden könnte, dafür ist gesorgt. Der Widerstand, den die Werbearbeit für die Großstadtmission an den verschiedensten Stellen findet, ist groß genug, um das Amt eines freiwilligen Stadtmissionssekretärs nicht allzu verlockend erscheinen zu lassen. Schwerlich wird es jemand übernehmen, der nicht innerlich von der Notwendigkeit der Großstadtmission durchdrungen ist und die Pflicht empfindet, für die aus den Provinzen zugewanderten Hunderttausende die Arbeit der Liebe zu übernehmen.

Immer wieder müssen wir betonen, daß es die Kinder der Provinzen sind, aus denen die Riesengemeinden der Großstadt erwachsen. Hunderttausend Fäden verbinden die Abgewanderten mit den Daheimgebliebenen. Es ist das eigene Fleisch und Blut. Darf man es der kirchlichen Vernachlässigung und sittlichen Gefährdung einfach überlassen? Es sind Glieder an dem Körper unseres Volkes, die sich zwischen den hohen Häusermauern der Großstädte zusammendrängen. Man kann diese Glieder nicht dahinsiechen und verderben lassen, ohne damit das ganze Volk zu schädigen. So ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.

Es wäre unrecht, wenn jemand die Wichtigkeit der kirchlichen Arbeit auf dem Lande unterschätzen wollte. Die Stadtmissionsleute sind jedenfalls weit davon entfernt und haben dem Bewußtsein der Solidarität mit den Brüdern auf dem Lande von Anfang an Ausdruck gegeben. Wir werden unsere Kirche als Volkskirche im gewohnten Sinne nur behaupten können, wenn auf dem Lande neue Herde des Glaubens und der Liebe entstehen, deren Glut bis in die großen Städte hineinreicht. Aber wiederum ist es unrecht, die Bedeutung der Großstadtmission für unsere Kirche und für unser Volk mit Wort und Tat zu leugnen. Die Liebe Christi soll den natürlichen Gegensatz zwischen Großstadt und Land in der Arbeit des Reiches Gottes überwinden. Das Auge der Barmherzigkeit kann an der Not der Brüder nicht vorübersehen. Die ganze evangelische Kirche und ihre Innere Mission muß

von dem Bewußtsein der Solidarität der Arbeit in Großstadt und Land durchdrungen werden und gemeinsam Hand ans Werk legen, wo es immer nötig ist.
Hier gibt's Arbeit für uns, Brüder, laßt sie uns tun.
Der Getreue wird einst bei dem Herrn selig ruhn.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort 3
P. Ernst Bunke

Der zweite Instruktionskursus über Großstadt und Land 8
P. Otto Möller

Zur Psychologie der Großstadt 22
Geheimrat Prof. D Dr. Dr. R. Seeberg

Der Einfluß der Großstadt auf das Land 64
P. Joh. Wapler

Die Apologetik auf dem Lande 91
P. Hans von Lüpke

Innere Kolonisation 129
Regierungsrat Kehrl

Was kann der Dorfpfarrer vom Missionar lernen? 165
P. S. Knak

Zusammenarbeit 192
P. Ernst Bunke

von Ohio gründete er vier Indianer-
ngen, in denen er das Volk als Gan-
ch beeinflußt und bewußt auf die
iner Volkskirche hinarbeitet. Und
er die Erfolge, die ihn als den
ndianermissionar bekannt gemacht
freiheitsliebenden Indianer nehmen
indeordnung an, in der es heißt:

nd darf sich unter uns anbauen, ehe die
lauben und die Helfer es geprüft haben.
unseren Lehrern und Helfern gehorchen,
t sind, Ordnung in den Versammlungen,
und Feldern zu halten. Wir lassen
chenden Getränke zu. Wer auf einen
r auf Reisen geht, soll es den Aeltesten
nge Leute dürfen nicht heiraten ohne
der Eltern und des Geistlichen. Wir
einen Krieg ziehen und nicht kaufen,
ge geraubt ist."

Uebergang von der Einzelbekehrung
ristianisierung, wie er sich in Zeis-
benserfahrungen vollzogen hat, ist
zelte Erscheinung in der Missions-
Sie wiederholt sich auf allen Missi-
Sie trat oft trotz des ernstesten
ns der Missionare ein, sobald sie
weiten und dritten christlichen Gene-
tun hatten. Die Kindertaufe ist
Mutter der Volkskirche, und so finden
nland und Westindien, bei den Ka-
auf Madagaskar, in der Pariser
on, bei den Kols in Indien, den
Sumatra, in der Minahassa und
afrika fertige oder werdende Volks-

Patch Reference numbers on UTT
Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 306
05 16000
UB Rostock
the scale towards d